»Unternehmer«

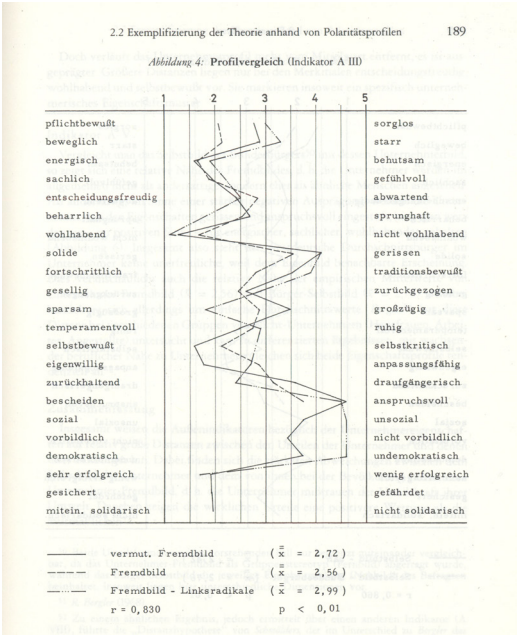
in: Max Stadler, Nils Güttler, Niki Rhyner,
Mathias Grote, Fabian Grütter,
Tobias Scheidegger, Martina Schlünder,
Anna Maria Schmidt, Susanne Schmidt,
Alexander von Schwerin, Monika Wulz,
Nadine Zberg

cache 01

GEGEN|WISSEN

intercomverlag, Zürich 2020

UNTERNEHMER Herbst des Unternehmers



Reiner Koehne: *Das Selbstbild deutscher Unternehmer: Legitimation und Leitbild einer Institution*, Berlin: Duncker & Humblot (1976) (= Beiträge zur Verhaltensforschung (BVF), Band 20), S. 189.

»Profilvergleich: [...] vermut[liches] Fremdbild – Fremdbild – Fremdbild-Linksradikale«: Die Schmölder'schen *Beiträge zur Verhaltensforschung* warteten 1976 mit eindeutigen Krisensymptomen auf: Das »Selbstbild deutscher Unternehmer«, so hieß es dort in »sozialpsychologischer Betrachtungsweise«, ließ zu wünschen übrig und war jedenfalls weit entfernt vom »Fremdbild« des »westdeutschen Durchschnittsbürgers« (also der schweigenden Mehrheit); jenes (offenbar labile) »Selbstbild« war »eher in die Nähe des Unternehmerbildes der linksradikalen Randgruppe« geraten.

Reiner Koehne: *Das Selbstbild deutscher Unternehmer: Legitimation und Leitbild einer Institution*, Berlin: Duncker & Humblot (1976) (= Beiträge zur Verhaltensforschung (BVF), Band 20), S. 188–189, 191.

»Die immer anspruchsvollere technische Entwicklung bis zur Atomkraft und zur Weltraumfahrt sowie das Entstehen weltweiter Märkte, aber auch der Druck der Gewerkschaften sowie der Einfluß der Regierungen und der öffentlichen Meinung engen die vorhandenen Freiräume von vielen Seiten her ein. Dazu kommt eine wachsende Bedeutung supranationaler Vorschriften und Regelungen. [...] So wächst eine neue Generation von Unternehmern aus den Stabsfunktionen hervor. Das unternehmerische Handeln degeneriert von der freien Auftragsführung zur gebundenen Tätigkeit im Rahmen von Leitbildern, Reglementen, Normvorschriften und bis ins einzelne gehenden Zielvorgaben und Budgetierungen. Die Phantasie weicht der korrekten Erfüllung wissenschaftlich oder pseudo-wissenschaftlich erarbeiteter Pläne.«

Heinz R. Wuffli: *Herbst des Unternehmertums: Leben und Überleben zwischen den Chancen und Risiken der Zeit*, Zürich: Artemis (1982), S. 132.

»Scheuch untersuchte 1972 das Bild des Unternehmers in den Massenmedien und kam zu dem Ergebnis: In fünfzehn von zwanzig ausgewählten Sendungen sind die Handlungen des Unternehmers entweder am Rande der Kriminalität oder direkt kriminell. Röglin stellte 1974 fest, daß 64% der Bevölkerung meinten, die Unternehmer lebten von der Arbeit anderer. Aber auch die Unternehmer oder doch ein namhafter Teil von ihnen, nämlich 28%, glaubten, die Bevölkerung hielte sie für eine überflüssige gesellschaftliche Gruppe.«

Horst Albach: »Zur Wiederentdeckung des Unternehmers in der wirtschaftspolitischen Diskussion«, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 4/135 (1979), S. 533–552, hier S. 535–536.



Hat der Unternehmer politisch versagt? Bericht über ein Gespräch zwischen Studenten und Praktikern aus Politik und Wirtschaft. Jugendwerk der Deutschen Shell, Hamburg 1977, Hamburg: Deutsche Shell Aktiengesellschaft (1977), Cover und Rückseite.

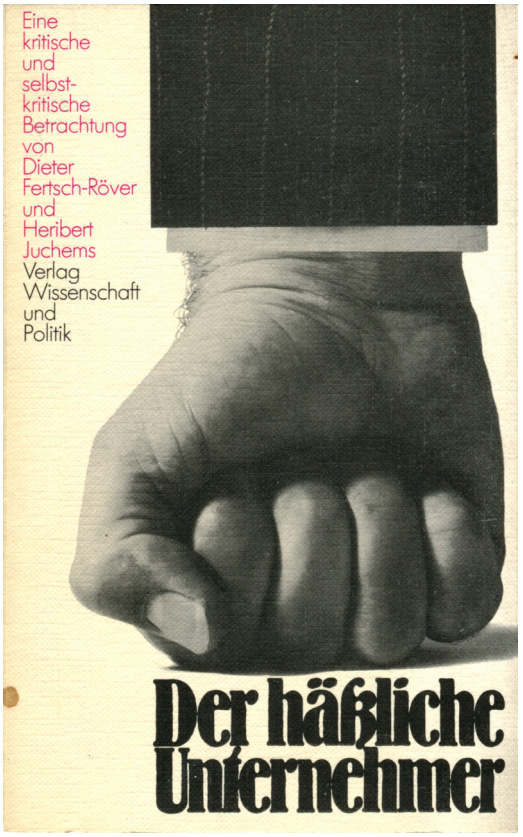
Die Krise des Unternehmertums beschäftigte auch die »Studenten und Praktiker aus Politik und Wirtschaft«, die sich auf Initiative der Deutschen Shell AG am 10. und 11. Juni 1976 zum »aktuellen Gespräch« im Haus Rissen, Hamburg einfanden. »Um die Einstellungen zu den Unternehmern zu verändern«, gab dort u.a. die Soziologin Helge Pross zu bedenken, »müssen die Unternehmer selber sich ändern. Sie müssen lernen, die Fähigkeiten, die sie bei der Wahrnehmung ihrer engeren wirtschaftlichen Funktionen entwickeln, auch auf die im weiteren Sinn politischen und sozialen Aufgaben zu übertragen, die Tugenden der Beweglichkeit, des Neuerungsvermögens und der Risikobereitschaft. Darin haben sich die meisten bislang nicht als Meister erwiesen.«[1]

»Jenseits aller dieser aktuellen Mißstände und Mißverständnisse um freie Unternehmer ist es wohl ein Vorwurf, der tiefer geht und erschöpfend geklärt werden sollte, nämlich: Können mit unserem Wirtschaftssystem, also der Sozialen Marktwirtschaft und freien Unternehmern, die Probleme gelöst werden, die sich aus dem begrenzten Wachstum und dem Umweltschutz ergeben, oder setzt die Lösung dieser lebenswichtigen Probleme eine zentral gelenkte Staatswirtschaft voraus? [...] Die Zeiten der ›Cowboy-Ökonomie‹ sind zu Ende, wir müssen darüber nachdenken, wie wir die begrenzten Ressourcen dieser Erde – vom begrenzten Kulturboden und den begrenzten Rohstoffvorräten bis hin zur endlichen Luftmenge – so nutzen, daß nicht nur wir, sondern auch unsere Kinder und Enkel noch ein Leben hoher Qualität führen können.«

Karl Steinbuch: *Unternehmer in der Krise?*, Köln: Arbeitgeberverband der Metallindustrie im Regierungsbezirk Köln e.V. (1974), S. 17–18, 26.

Zu den Krisenerscheinungen der 1970er Jahre zählte auch jene des »freien Unternehmers« – eine (stets männliche) Figur (oder Konstruktion), die in punkto Autonomiebestrebung und Verwirklichungsdrang den »sozialen« Bewegungen um wenig nachstehen sollte. Auch in den Chefetagen formierte sich bekanntlich der Widerwille gegen die vermeintliche Allmacht des Staates, gegen Regelungen und Vorschriften, gegen die ungezügelte Expertokratie. Hier wie

da begann sich damals die Sehnsucht nach (mehr) »Freiheit« Bahn zu brechen, hier wie da ertönten die Kampfansagen an Büro- und Technokratentum, Hierarchie, Planung. Die Gleichzeitigkeit ist evident. Ähnlich steht es um die Fronten, die sich diesbezüglich auftaten: etwa zwischen der Forderung nach (mehr) »Partizipation« und solchen ideologischen Projekten, die dergleichen zwecks unternehmerischer Bewegungsfreiheit eindämmen wollten.[2] (Die Synergien, wollte man darauf abheben, scheinen dagegen deutlich verworrener.)
Zweifellos aber lässt sich das Auf-den-Plan-Treten von Menschen, die die Dinge – in erster Linie aus Profitinteresse – wieder selbst in die Hand nehmen wollten, als Manifestation einer Art Gegenkultur, jedenfalls Gegenideologie mit tendenziell irrationalen Zügen lesen: »Risikobereitschaft«, »Kreativität«, den Instinkten folgen … Zwar stand der »Herbst« oder gar »Untergang« des freien Unternehmers insofern allerspätestens seit Jahrhundertmitte im Raum – »die Neigung, das Risiko zu tragen, und das heißt: die Bereitschaft, auch Verluste in Kauf zu nehmen, wird zusehends geringer«, diagnostizierte etwa Edgar Salin, der spätere Gründer der Basler Beratungsagentur Prognos AG, bereits um 1950 (mit Verweis auf die allenthalben sich bahnbrechende »Ära der Manager«).[3] Zwischen Umweltkrise, Ölkrise, Wachstumskrise, Wertekrise – Stichworte: Disziplin, Pünktlichkeit, Arbeitswillen usw. –, und konfrontiert mit einer Phalanx aus Gewerkschaftsfunktionären, bürokratischem Großbetrieb und »Versorgungsstaat«, der, wie es die radikaleren Wortmeldungen betonten, den »Ernstfall« (also den Konkurs) gar nicht mehr eintreten ließ, verdichtete sich der Schwanengesang jedoch zusehends zu einer Art Notstands-Sittengemälde.[4]
Nicht nur das »Selbstbild des Unternehmers« litt angeblich unter diesen Zuständen, sondern überhaupt »Eigeninitiative«, »das individuelle Verantwortungsbewusstsein«, die Risikobereitschaft usw., also der »Unternehmergeist« schlechthin (in kurioser Symmetrie mit all denjenigen, die dem Staat angeblich untätig auf der Tasche lagen: also den immer zahlreicheren Arbeitslosen). »In vielen Großkonzernen scheint der Unternehmergeist auf dem Weg durch Instanzen und Flure verlorengegangen«, hieß es noch 1985 im *Spiegel*. »So manche Mammutfirma verbirgt hinter der prachtvollen Fassade den Tatbestand, daß sie sich kaum von einer Behörde unterscheidet.«[5] Dies war umso problematischer, weil sich ja – auch dieses Wort machte in jenen Jahren immer öfters die Runde –, irgendjemand (und wer, wenn nicht der oder die Unternehmer*in) um die »Innovation« kümmern musste.

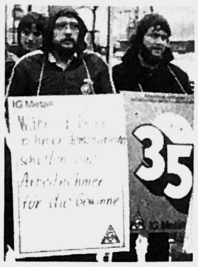


Dieter Fertsch-Röver, Heribert Juchems: *Der hässliche Unternehmer: Eine kritische Selbstbetrachtung*, Köln: Wissenschaft und Politik (1972), Cover.

Das »Klima« war kein gutes: »Sind die Unternehmer mit dem Bild zufrieden, das die Gesellschaft sich von ihnen macht? Diese Frage beantworten die meisten Unternehmer mit heftiger Klage über die ungerechte Beurteilung durch die nicht-unternehmerischen Gruppen der Gesellschaft. […] [J]a, sie empfinden sich häufig als ›Prügelknaben der Nation‹. […] Er ist es, der aus Profitsucht angeblich jeden sozialen Fortschritt (was auch immer darunter verstanden wird) verhindert. Er ist es, der aus dem gleichen egoistischen Motiv die Umwelt verschmutzt. Er beutet aus. Er ist der Schmarotzer, der […] auf Kosten der Arbeitnehmer untätig und im Luxus lebt. Er, der Reaktionär, […] verhindert jede fortschrittliche Politik. Er ist der hässliche Unternehmer.«

Dieter Fertsch-Röver, Heribert Juchems: *Der hässliche Unternehmer: Eine kritische Selbstbetrachtung*, Köln: Wissenschaft und Politik (1972), S. 7, 15.

Düsseldorf: Unternehmer demonstrierten gegen 35-Stunden-Woche, Kollegen dafür



Durch ein Spalier von Protesten ...



Zwei Welten trafen am Freitag in Düsseldorf aufeinander: Die der Unternehmer, in der der Profit oberstes Gebot ist, und die der Arbeiter, in der der Arbeitsplatz Existenzgrundlage ist.

Junge Unternehmer aus vielen Teilen der Bundesrepublik gingen, was sonst gar nicht ihre Art ist, auf die Straße — gegen die 35-Stunden-Woche. Ihr anachronistischer Zug traf dabei auf Tausende von Gewerkschaftern, von Belegschaften und Arbeitslosen, die ihrerseits für die Einführung der 35-Stunden-Woche demonstrierten. Lesen Sie dazu unsere beiden Berichte:

Fünf, sechs, sieben, acht — brecht die Unternehmermacht

Nach genauem Plan hatten die rund 3000 Gewerkschafter und Mitglieder von Arbeitsloseninitiativen an den Straßenrändern in Düsseldorfs Innenstadt Posten bezogen, um am Freitag dem Zug der Jungunternehmer ihre Argumente für die 35-Stunden-Woche und gegen die Massenarbeitslosigkeit entgegenzuhalten.

An den Straßenkreuzungen hatten sich Agitationsgruppen aufgestellt, die in Sprechchören und Darbietungen — soweit der Regen es zuließ — die Unternehmer auf die Schippe nahmen. Beherrschend jedoch auf den mitgeführten Transparenten und Papptafeln: „35-Stunden-Woche her — sonst gibt es Arbeitslose immer mehr."

„Das ist unsere Antwort auf die Parole der jungen Unternehmer, eine Abkehr von der 40-Stunden-Woche bedeute den Untergang der Wirtschaft. Es ist aber auch eine Antwort an den Bundeskanzler, der uns bezichtigt, wir seien dumm und wollten nur weniger arbeiten und besser leben. Ich kann für mich und meine Kollegen von der Arbeitsloseninitiative nur sagen: ‚Jawohl Herr Bundeskanzler, wir wollen besser leben, und darum brauchen wir Arbeit.' "

Sein Kumpel, der das beim Regen immer schwerer werdende Transparent mittrug, hatte sich 35-Stunden-Buttons auf den gelben Friesennerz geklebt: von der IG Metall, von der Gewerkschaft HBV und von Holz und Kunststoff. „Leider haben noch nicht alle Gewerkschaften Tritt gefaßt, sonst hätte ich hier 17 solcher Aufkleber drauf", setzte er fordernd und bestimmt hinzu.

Mitreißende Stimmung kam überall dort auf, wo eine Gruppe junger Metallarbeiter ihren Sprechchor erschallen ließ: „Eins, zwei drei, vier — Arbeitsplätze brauchen wir; fünf, sechs, sieben, acht — brecht die Unternehmermacht." „Bisher haben die Unternehmer Demonstrationen immer als Druck der Straße verteufelt. Jetzt nehmen sie das Demonstrationsrecht selbst wahr. Allerdings zu einer Tageszeit, da in ihren Betrieben noch gearbeitet wird", äußerte der Düsseldorfer **IG-Metall-Bevollmächtigte Willi Lauer.** Er freute sich darüber, daß so viele Kollegen, besonders die aus den von Entlassung bedrohten Unternehmen, dem Aufruf der Gewerkschaft gefolgt waren. „Ein Beweis mehr dafür, daß die Unternehmerpropaganda im Unrecht ist mit der Behauptung, die 35-Stunden-Woche sei nur eine Angelegenheit der Funktionäre", stellte der





Mit Helau vom Straßenrand. Und eine Gruppe reihte ...

IGM-Bezirksleiter Georg Ippers dazu fest.

Günter Schwarz von der IGM-Vertrauenskörperleitung bei der Hünnebeck Schalungsbau GmbH, unterstrich das im Gespräch mit der UZ: „Seit Jahren haben wir schon keine 40-Stunden-Woche mehr im Jahresdurchschnitt — höchstens die 36-Stunden-Woche. Im letzten Jahr etwa sechs Monate Kurzarbeit, und im Januar und Februar dieses Jahres ging es so weiter. Von Wende also keine Spur. Nicht einzusehen, wieso die 35-Stunden-Woche bei solchen Tatsachen nicht machbar und durchsetzbar sein sollte." **Manfred Buder**



... sich im Unternehmerzug ein. Fotos: Scholz





Entnommen aus: Volksstimme

Für die Jungunternehmer galt: Augen zu und durch

Freitag mittag, 12.30 Uhr. Von weitem glich der „Unternehmerstellplatz" für die Demonstration „Gegen die 35-Stunden-Woche" denen anderer Demonstrationen. Nur beim näheren Hinsehen sah man: Die waren nicht geübt, hatten vielfach gutes Tuch an, das naß werden würde bei dem Regen. Und auch der Umgangston war anders: „Meine Herren — ach, würden Sie vielleicht auch ein Schild nehmen ...?" Dennoch — die Stimmung schien gut. Mit Erbsensuppe hatte man sich gestärkt, und nun drängte alles, man solle doch losziehen, es gebe keine Zeit zu verlieren. Der erste Teil der „Demo" führte durch die schöne Düsseldorfer Altstadt.

Bei denen im Zug, wo die Zustimmung für Fassaden und Lokale am größten war, mischte ich mich unter die Massen. Hier mußten Auswärtige sein, Leute, die Düsseldorf nicht kannten. In der Tat: Viele Unternehmer („Jung-Unternehmer, bitte!") aus vielen Teilen der Bundesrepublik waren gekommen. Was freilich junge Leute, gar Schüler bei den „Arbeitgebern" zu tun hatten, klärte sich, als einer von ihnen auspackte und sagte: „Die Junge Union in Lahr hat uns eingeladen und die Busse gestellt."

Die wenigen Parolen der Gewerkschaftsgegner, die es gab, verhallten, als plötzlich rote Schilder auftauchten. IG Metaller. Hunderte zugleich, hatten die Unternehmer auf halbem Wege „begrüßt". Blitzartig schlug das freundliche Klima um. Die Sprechchöre der Kollegen, von wegen der Profite einerseits und der Arbeitslosigkeit andererseits, trieb einigen die Wut ins Gesicht. So mancher war darauf nicht vorbereitet. „Augen zu und durch", rief ein Jungboß forsch, doch fortan gab es keine Ruhe mehr.

Handwerker, die aus dem Unternehmerzug heraus beteuerten, nicht für die Massenarbeitslosigkeit verantwortlich zu sein, mußten sich von den Kollegen und einem Spalier arbeitsloser Jugendlicher sagen lassen, warum für diese die 35-Stunden-Woche so wichtig ist und es heute um „Dafür oder Dagegen?" ginge. Belehrungen eines leitenden Angestellten aus Konstanz: „Wir demonstrieren auch für Ihren Arbeitsplatz", gingen in schallendem Gelächter unter. Nein — bei den Kollegen konnten diese Jungunternehmer keinen Blumentopf gewinnen, eher schon bei der Schickeria auf der Kö.

Nicht einmal eine Stunde waren diese 35-Stunden-Gegner Herr ihrer Argumente. Auch mir gingen ihre dreisten Sprüche gegen die 35-Stunden-Woche langsam auf den Wecker. Doch ich hatte mir Zugang zu ihren Reihen verschafft, wollte hören, wie in diesen Kreisen gegen die Belegschaftsinteressen mobilisiert wird. „Augen zu und durch" hatte einer gesagt. Das spürte man auch bei der Abschlußkundgebung: Beifall, frenetischer Beifall überall dort, wo der Redner die IG Metall in Grund und Boden stampfte. „Eine schlimme Vorahnung dessen, was uns in den nächsten Wochen bevorsteht", konstatierte ein Düsseldorfer Betriebsrat. **Reinhold Schlitt**

Willi Lauer, Reinhold Schlitt: »Durch ein Spalier von Protesten...«, in: *Unsere Zeit: Die Zeitung der arbeitenden Menschen* (7. Februar 1984), S. 5.

»Kein Zweifel, es ist eine Premiere. Der Bundesverband Junger Unternehmer hat sie inszeniert, und er ist mächtig stolz darauf. Nur den Wettergott hat er nicht zum Mitspielen bewegen können. In Düsseldorf regnete es am Freitag vergangener Woche in Strömen, als rund 1200 Mittelständler und junge Unternehmer in der Altstadt der Rheinmetropole gegen die 35-Stunden-Woche protestierten. Aber die Demonstranten haben nicht nur ihre Schwierigkeiten mit dem Wetter. Der Text sitzt noch nicht richtig. Nur mühsam gelingt es den Veranstaltern, die Herren im feinen Trenchcoat oder dezenten Alcantara-Mantel zum Sprechchor zu bewegen [...]. Auch das Demonstrieren will eben gelernt sein. Die jungen Unternehmer aus allen Teilen der Bundes-

republik haben da noch einiges nachzuholen. Ihr erstes öffentliches Massenauftreten wirkt denn auch eher schüchtern und reichlich dilettantisch. Doch sie sind lernwillig. ›Wat mutt, dat mutt‹, kommentiert ein Hamburger Teilnehmer lakonisch, und sein Nebenmann erklärt seufzend auf hochdeutsch: ›Wir müssen uns wohl daran gewöhnen, auf die Straße zu gehen.‹«

Erika Martens: »Unternehmer proben den Protest«, in: *Die Zeit* 7 (1984), https://www.zeit.de/1984/07/unternehmer-proben-den-protest/.

UNTERNEHMER Gründerzeit



Adolph Menzel, *Das Ballsouper* (1878), Abbildung aus: Günter Ogger: *Die Gründerjahre: Als der Kapitalismus noch jung und verwegen war*, München: Droemer Knaur (1982), S. 176.

»Glanz und Elend der Gründerjahre«: »[D]ie große Zeit der Tatmenschen, der Unternehmer, Spekulanten und Abenteurer. Von Gesetzen kaum gebremst, schufen sie das, was uns noch immer ernährt: die deutsche Industrie.« – Der umtriebige Wirtschaftsjournalist Günter Ogger, der sich unter anderem bereits mit *Kauf dir einen Kaiser: Die Geschichte der Fugger* (1978) hervorgetan hatte, gehörte zu denen, die zu Beginn der 1980er Jahre einen kleinen Silberstreif am Horizont erblickten … und vielleicht sogar die Wiederkehr der »Prachtvillen« und »Glaspaläste« des 19. Jahrhunderts. Neue »Gründerjahre«, so Ogger, »hätten wir [jedenfalls] dringend nötig – eine Zeit des Aufbruchs, des Abenteuers, des Fortschritts. Denn nie zuvor in der deutschen Nachkriegsgeschichte bot die Wirtschaft ein solches Bild des Jammers wie in diesen Tagen«.[6] Zufrieden war er mit dem Fortgang der Geschichte nicht, wie sein späterer Bestseller *Nieten in Nadelstreifen* (1992) zeigt. Dort war nachzulesen, »[…] daß die Chefs in den Vereinigten Staaten und Japan High-Tech-Fabriken hochziehen, während hierzulande nicht mal eine Zeitschrift mit dem Titel *High Tech* genügend Leser findet.«[7] ▸MASCHINENSTURM / HIGH TECH



Udo Hergenröder: *Männer, die Erfolg erfinden: Techniker und Wissenschaftler als Motoren der Wirtschaft*, Düsseldorf: Econ (1970), Rückseite (Detail).

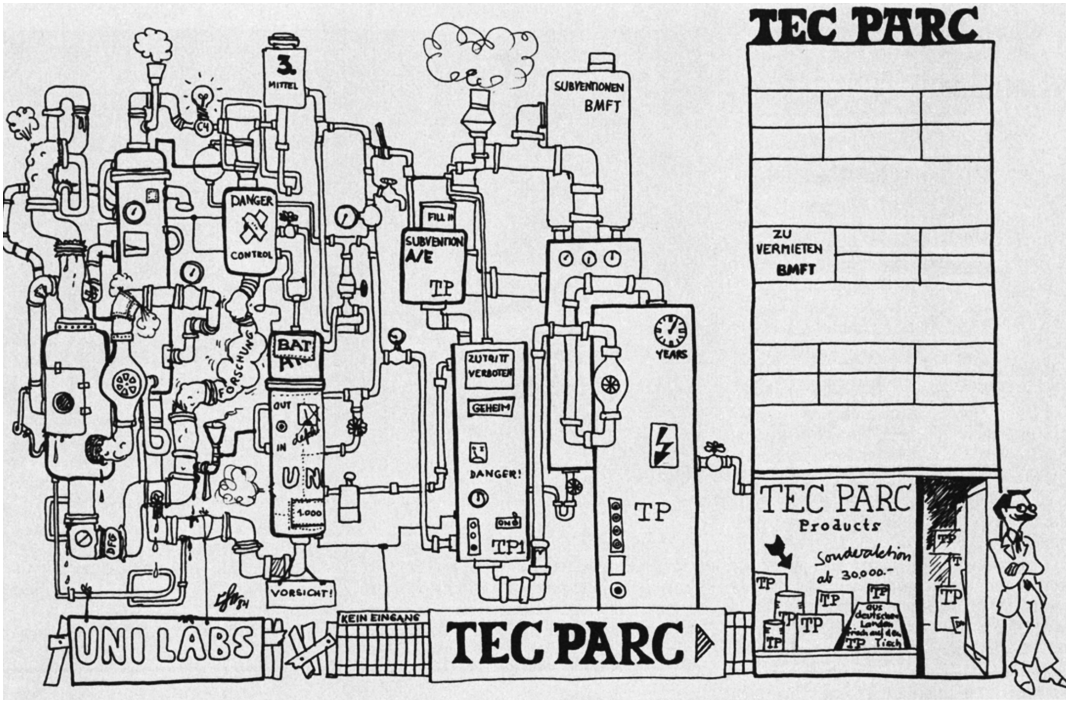
Alte Schule: *Männer, die Erfolg erfinden*. Udo Hergenröder, Diplom-Ingenieur, leitender Redakteur bei *Capital* und späteres DKP-Mitglied (der sich hier rechts oben gleich selbst mitverewigte) berichtete bereits 1970 – unter Verweis auf Daniel Bell – über diverse »Motoren der Wirtschaft«, nämlich tüchtige Erfinder, Ingenieure und Wissenschaftler: z.B. Heinz Nixdorf, der »[o]hne jedes Grundkapital (Nixdorf: ›Ich hatte ein bezahltes Moped und einen Stoß Bücher.‹)« ein beachtliches Unternehmen hochgezogen hatte.[8] Noch allerdings ging es in bundesdeutschen Unternehmen nicht besonders flexibel und dynamisch zu, wie Hergenröder auch feststellen musste, nachdem er sich 1973 (nunmehr im Auftrag der *konkret*) ein paar »Aktien [besorgt hatte], um bei der Aktionärsversammlung von Siemens dabei zu sein« – »Die Angst vor den Miteigentümern sitzt den Herren vom Vorstand und Aufsichtsrat tief in den Knochen. Im Saal, wo die Aktionärs-Demokratie praktiziert werden soll, thronen sie – elf vom Vorstand und elf vom Aufsichtsrat – abgeschirmt hinter hohen Aufbauten in einer Reihe. Sie nennen das Sicherheitsmaßnahmen gegen aufsässige Kleinaktionäre. Im Vorjahr hatte eine Gruppe Aktionäre, die die Siemens-Beteiligung am Bau des Cabora-Bassa-Staudamms in Mozambique missbilligen wollten und keine Redeerlaubnis erhalten hatten, für kurze Zeit das Podium besetzt. Bis [Peter von Siemens], von 1937 bis 1945 in Brasilien und Argentinien geschult, die Polizei geholt hatte. Und nun will er zeigen, wer Herr im Hause ist.«[9]

War mit der »Unternehmerschaft« der Nachkriegsjahrzehnte scheinbar keine Revolution zu machen, so galt das erst recht für die sogenannte »technische Intelligenz« des Landes, nämlich die Ingenieur*innen, Techniker*innen und Naturwissenschaftler*innen. Auch ihnen schlug (jedenfalls dem »Selbstbild« zufolge) vorwiegend »Unverständnis und Aversion« entgegen, sowie »deutsche Technikfeindlichkeit«, »patriarchale Behäbigkeit«, »fantasielose Mißwirtschaft in den Staatsbetrieben« und »mangelnde Vision ihrer Führer« – weshalb »junge und fähige, dynamische Menschen« offenbar gerne mal das Weite suchten.[10] *Warum sie Deutschland verlassen* (1968) oder *Männer, die Erfolg erfinden: Techniker und Wissenschaftler als Motoren der Wirtschaft* (1970) – so und so ähnlich lauteten die Titel der verzweifelten Weckrufe jener Jahre, die noch geprägt waren von »technologischen Lücken«, »Bildungskatastrophen« und dergleichen Schreckgespenster mehr. (Der Autor von *Warum sie Deutschland verlassen* etwa war laut Klappentext »selbst noch keine 30«, aber als »Korrespondent des Handelsblatt in New York der amerikanischen Herausforderung dreieinhalb Jahre lang persönlich ausgesetzt« gewesen.)

Knapp zehn, fünfzehn Jahre später gestaltete sich die Tonlage schon deutlich anders. Denn wo die einen bereits das »Fließband des Ingenieurs« heraufziehen sahen (qua »EDV-gesteuerte[r] und -kontrollierte[r] Arbeit am Bildschirm«),[11] setzten die anderen – man befand sich immerhin mittendrin in einer Art wissenschaftlich-technischen Revolution – nun alle Hoffnung auf »Innovation«. Und damit auf die erfolgserfindenden Männer, die »[...] früher viel verlachten ›Bastler‹, ›Tüftler‹, und unkonventionellen Ingenieurerfinder«.[12] Mikroelektronik, Biotechnologie und andere, kleinteilige »Spitzentechnologien« machten es möglich oder jedenfalls vorstellbar, dass jenseits von Kohle, Stahl und Staatsbetrieb noch einmal Zukunft passieren könnte. Gerne war nun von einer »neuen Gründerzeit« die Rede; von »Wagniskapital« und »Innovationspolitik«; und von der lange verkannten »Bedeutung junger und mittelständischer Unternehmen für den technischen Fortschritt«.[13] Und davon, wie es Herr Berger von der Unternehmensberatung Berger+Partner 1985 formulierte, neue Freiräume schaffen zu müssen, so dass fortan »Leistung und Erfolg [...] endlich wieder die Initiative des einzelnen [sic]« sein würde.[14] Weil der oder die Einzelne so ohne Weiteres gar nicht aktiv werden konnte, half der Staat gründungstechnisch gerne nach – ein Novum diesbezüglich waren sogenannte »Gründerzentren«, »Technologieparks« und »Technologie-Transferzentren«: 54 Projekte in »unterschiedlichen Entwicklungsstadien« zählte man 1985 deutschlandweit, darunter die Gründerwerkstatt Hamburg, die Technologiefabrik Karlsruhe, der Unternehmenspark Kassel-Bettenhausen, der Technologiepark Syke und das Berliner Innovations- und Gründerzentrum.[15] ▸ NATURPOLITIKEN / BIOTOPIA / Gentech goes BRD

»Gerade die Mikroelektronik und die neuen physikalischen Technologien haben hier eine neue Art von Produktion bzw. wirtschaftlichen Tätigkeitsweisen entstehen lassen. [...] Allerdings ist hier ein Unterschied zu machen zu den Unternehmensgründungen des letzten Jahrhunderts. In den sog. ›Gründerjahren‹ ging es um großindustrielle Massenproduktion, z.B. die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft (AEG) [...]. Im Gegensatz dazu sind die technologieorientierten Unternehmensgründungen, die wir seit Ende der 60er Jahre [...] beobachten, eher Spezialfirmen. [...] Zu lange war das wirtschaftspolitische Augenmerk auf die Prozeßabläufe in der traditionellen Großindustrie gerichtet. Erst als deutlich wurde, daß [...] mit jungen High-Techfirmen sogar in wirtschaftlichen Schwierigkeiten lebenden Stadtregionen zu neuer wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Blüte gebracht werden können [sic], richtete sich das politische Interesse stärker auf die früher viel verlachten ›Bastler‹, ›Tüftler‹, und unkonventionellen Ingenieurerfinder, die oft mit hohem persönlichem und finanziellem Risiko für die bessere Idee bzw. für das bessere Produkt sich einsetzten.«

Jürgen Allesch: »Die neuen Gründerjahre in Berlin: Das Entstehen von jungen Unternehmen im Umfeld der TUB«, in: Karl Schwarz (Hg.): *Die Zukunft der Metropolen: Paris, London, New York, Berlin (Band 1: Aufsätze)*, Berlin: Reimer (1984), S. 407–423, hier S. 407.
▸ NATURPOLITIKEN / BIOTOPIA / Bio-Basteleien



Ernst Dreisigacker, Walter Greulich: »Technologiezentren, Technologieparks, Technologiefabriken, Gründerzentren …«, in: *Physikalische Blätter* 12/40 (1984), S. 383–385, hier S. 385. Copyright Wiley-VCH Verlag GmbH & Co. KGaA. Reproduced with permission.

Die Idee, sich »Gründungszentren« und ähnliches anzuschaffen, stammte, wie die vielen Kopie-Wunschträume auch dem Namen nach nahelegen – »Isar-Valley«, »Japan am Neckar«, »Chipylon«, »Silicon Wedding« – in erster Linie aus den USA. »Es scheint«, hieß es 1985 dahingehend in der Zeitschrift *Wechselwirkung*, »als ob jeder Bürgermeister, der etwas auf sich hält, zumindest mit dem Gedanken spielt, in seiner Gemeinde auch so ein Fabelwesen – sein Mini-Silicon Valley – zu installieren«.[16]



Rolf Maier: *Lothar Späth: Impressionen. Texte. Bilder*, Bietigheim-Bissingen: Edition Dr. Brodbeck & Maier (1986), S. 48.

»Es hilft nichts, wenn die Hochschulen vor Innovationen und Einfällen strotzen, der mittelständische Unternehmer aber keinen Zugang dazu hat. Es nützt auch nichts, wenn Daimler-Benz und Bosch mit 800 oder 900 Leuten in der Forschungsabteilung weltweit untersuchen, was es alles gibt und was sie alles umsetzen können, wenn gleichzeitig die

Gesamtheit der mittelständischen Unternehmen nicht den Ansatz hat, über ähnliche Ergebnisse zu verfügen. Also muß ich eine Infrastruktur aufbauen, bei der die Chance der mittelständischen Unternehmen wächst; dies umso mehr, als ich aus US-amerikanischen Untersuchungen ersehe, daß 80% aller neuen Arbeitsplätze in neuen kreativen Kleinunternehmen geschaffen werden, während die Großindustrie systematisch Arbeitsplätze verringert, weil sie mit immer weniger Leuten immer mehr produziert. In dieser Phase kann sich doch der Staat nicht hinsetzen und zusehen, was dabei herauskommt! Vielmehr muß er anhand dieser Untersuchungen sagen, wie sich Wirtschaftsstrukturen entwickeln müssen und welche Bedeutung z.B. das Tempo von Transfer- und Innovationsprozessen für die Volkswirtschaft hat. Während die alten Theorien, wie beispielsweise die Konjunktur durch Interventionen des Staates (durch Finanzspritzen) beleben zu wollen, Dinge von gestern sind, haben wir es heute mit Strukturproblemen zu tun. Jede Konjunkturwelle wird dies erneut zeigen.«

Lothar Späth: »Wissenschaft – Entscheidungshilfe oder Politik-Ersatz?«, in: Studienzentrum Weikersheim e.V. (Hg.): *Die Stellung der Wissenschaft in der modernen Kultur*, Mainz: v. Hase und Koehler (1984), S. 87–103, hier S. 97.

UNTERNEHMER BIG

»Zwei Bonmots oder üble Nachreden auf den Zustand Westberlins im Sommer 1984. ›Berlin ist die heimliche Hauptstadt der Phantasie.‹ Das sagt Andre Heller, der Reichstags-Feuerwerker. Berlin ist von einem ›Mekka der Alternativen zu einem Mekka der Innovationen geworden.‹ Das hat Berlins Industrie- und Handelskammer gesagt. [...] Einige Wochen später brannte es im Berliner Gründerzentrum, einer vom Senat finanzierten Spielwiese für innovative Nachwuchsunternehmer. Ein Bekennerbrief protestierte gegen das »silicon valley in unserem endlich ruhigen Berlin«.«

Rüdiger Schaper: »Pack die Fadehose [sic] ein«, in: *konkret* 9 (1984), S. 70–71, hier S. 70.

»In einer Zeit verschärften Wettbewerbs besteht die Gefahr, daß der weltweite Strukturwandel in Teilen der Berliner Wirtschaft weiteren Schaden stiftet, und es gilt, statt ein Opfer des Wandels sein Meister zu werden, durch Innovationen. Die Innovationsstrategie ist eine Alternative zur Subventionsstrategie und zur Interventionsstrategie und ist vermutlich der erfolgversprechendste Weg zur Stärkung der Wirtschaft Berlins. [...] Für die Realisierung der Zukunftschancen [...] bietet Berlin sehr günstige Voraussetzungen aufgrund etlicher Starkstellen (etwa die Vielfalt und überdurchschnittliche Produktivität der Berliner Industrie, die relativ große Zahl von ausbaufähigen mittleren und mittelgroßen Unternehmen, der Umfang und die Differenziertheit des Berliner Forschungsverbunds und das Qualifikationsspektrum und der helle Geist des Humankapitals in Berlin). Neben den günstigen Voraussetzungen bedarf es aber auch noch der richtigen Einstellung für das Wahrnehmen der Innovationspotentiale in Berlin. [...] Es bedarf also auch subjektiv günstiger Faktoren: Innovationswilligkeit und Innovationsfähigkeiten und ein positives Innovationsklima damit das Netz der Institutionen durchlässiger wird für konkrete Entwicklungsvorhaben, prototypische Projekte, innovative Investitionen und neue Unternehmungen in Berlin.«

Peter Bohn u.a.: »Innovationsstrategie für Berlin: Ergebnisbericht des Gemeinschaftsvorhabens. Formulierung einer Innovationsstrategie für Berlin«, *WZB Discussion Paper* dp/77–114 (1977), S. 2.

»Forschen in Berlin – das bedeutet: viele Köpfe von Rang, gebündelte Kreativität und Ausdauer, wegweisende Innovationen und bisweilen wirtschaftliches Risiko.« Der etwas überschwängliche Tonfall, den Wolfram Huncke im Sonderheft *Forschen in Berlin* (1987) anschlug, mag dem feierlichen Anlass – 750 Jahre Berlin – geschuldet gewesen sein; besonders aus der Reihe fiel der langjährige Chefredakteur der Zeitschrift *bild der wissenschaft* damit allerdings nicht.[17] Berlin mit seinen elf Hochschulen, 95'000 Studierenden und vielfältigsten Forschungseinrichtungen wachse, meinte der damalige Senator für Wissenschaft und Forschung, George Turner, gar »[...] die Aufgabe eines ›Problemlösungslabors‹ der Bundesrepublik Deutschland zu«.[18] Jedenfalls waren aus der Inselstadt schon seit geraumer Zeit neue, nämlich weg- und zukunftsweisende Töne zu vernehmen – eine Stadt immerhin, die drohte, wie *Die Zeit* 1978 noch formulierte, zu »einem industriellen Altersheim« zu verkommen; und eine Stadt, die »viele fast schon aufgegeben« hatten und der es scheinbar überhaupt an Zukunftswillen mangelte: »[A]n den Berliner Universitäten« galt es (so fuhr *Die Zeit* fort) »meist als unfein, für die Bedürfnisse der ›kapitalistischen Wirtschaft‹ zu forschen oder gar Auftragsforschung zu betreiben.«[19]
Dies zu ändern – mittels »Innovationspolitik« – setzten sich sukzessive Stadtregierungen nun in den Kopf und bastelten am »Modell Berlin« beziehungsweise an ebenjener »2. Gründerzeit«, die die Stadt für die Zukunft wappnen würde.[20] Es ging entsprechend (wie andernorts zwar auch) um »Köpfe«, »Ideenschmieden« und vielleicht sogar darum, »[...] den Japanern die Weltspitze in der Mikroelektronik ab[zu]jagen«.[21] Manch einer wähnte schon ein »Mekka der Telekommunikation« an der Spree heraufziehen.[22] Andere feilten, zwecks historischer Untermalung, am Stadtbild: »Deutschlands größte Industriestadt ist seit je Produktionsstätte und Denkfabrik.«[23]
Als propagandatechnisches Herzstück solcher Ambitionen – »über 4000 Besucher [waren bis 1985] durch das Zentrum geschleust worden«[24] – galt das Berliner Innovations- und Gründerzentrum, kurz »BIG«: der erste »Technologiepark« auf Deutschen Boden, lanciert, mit freundlicher Unterstützung des Berliner Senats, von der Technologietransferstelle der örtlichen TU (»TU-transfer«). Einen regelrechten »Boom« hatten derartige »Brutkästen neuer Ideen« in den USA und Großbritannien bereits erlebt, wie Jürgen Allesch, der damalige Leiter von TU-transfer, wusste. Und im November 1983 sollte (symbolschwanger) ein solcher Brutkasten zur Verbesserung des hiesigen »Innovationsklimas« also auch auf dem ehemaligen AEG-Gelände im Berliner Wedding die Pforten öffnen[25] – »[...] dezent kokettiert man damit, daß hier schon mal erfolgreich Gründerjahre stattgefunden haben«.[26] (Die AEG selbst, »jenes weltumspannende Sinnbild deutschen Erfindergeistes und deutscher Tüchtigkeit«, musste im Vorjahr Vergleich anmelden.)

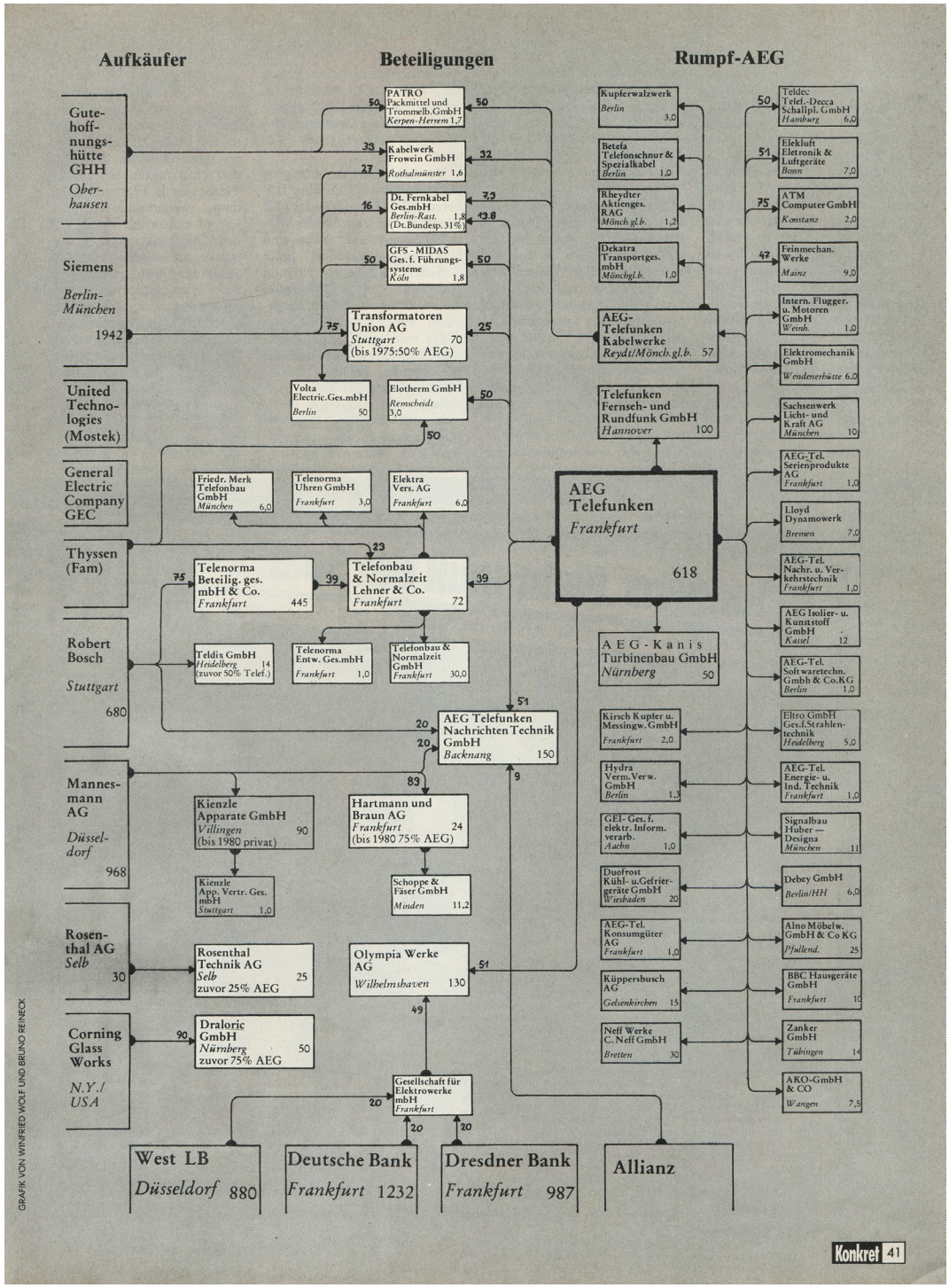
»Was grundsätzlich neu ist am Londoner Netzwerkgedanken [der sozialverträglichen Technologieförderung], läßt sich vielleicht im Vergleich zum Berliner Innovations- und Gründerzentrum skizzieren. Im BIG (Initiiert und subventioniert von TU und Berliner Senat) wird, grob gesagt, ›Gründerpersönlichkeiten‹ (Originalton Allesch, ehemaliger Leiter der Technologietransferstelle, auf einer IG Metall-Veranstaltung) eine Starthilfe gegeben. Ausschlaggebend sind Rentabilitätskriterien der geförderten Unternehmen, ganz sicher nicht die sozialen Folgen der Produkte. In Technologieparks anderer Bundesländer können durchaus Entwicklungen für die Rüstung dazugehören, in Berlin ist das wenigstens verboten.«
projektwerkstätten (Hg.): *Projekt-Werkstätten: ein bericht über die arbeit der INNOVATIONSTUTORIEN an der TU, sommer '85 bis winter '88*, Berlin: AStA-TU (1989), S. 35. ▸SELBERMACHEN / LÄDEN / Role Models



Jürgen Allesch: »Die neuen Gründerjahre in Berlin: Das Entstehen von jungen Unternehmen im Umfeld der TUB«, in: Karl Schwarz (Hg.): *Die Zukunft der Metropolen: Paris, London, New York, Berlin (Band 1: Aufsätze)*, Berlin: Reimer (1984), S. 407–423, hier S. 409.

Frontansicht des Berliner Innovations- und Gründerzentrums (BIG), 1000 Berlin 65, Ackerstr. 71–76, ehemalige AEG Apparatefabrik. Vierzehn »Kleinstfirmen« fanden hier seit 1983 ein neues Zuhause (oder überhaupt eines), samt »Gründerstammtisch« zum »zwanglosen Informations- und Erfahrungsaustausch«. Zum einjährigen Bestehen – mittlerweile beherbergte das BIG 25 Kleinstfirmen (mit insgesamt achtzig Beschäftigten), vorwiegend aus den »zukunftsträchtigen Bereichen Robotertechnik, Umwelttechnik und Software-Entwicklung« – wurde standesgemäß gefeiert: »BIG-Birthday-Party« mit »[...] schlankerhaltende[m] Buffet, lateinamerikanischen Rhythmen, einer springlebendigen Show und einer riesigen Papptorte, aus deren Anschnitt zur Mitternacht Glamour-Girls entsprangen«. Wenn dieses »Silicon Wedding« also auch »mehr Wunsch als Wirklichkeit« war (wie skeptische Beobachter*innen zu Bedenken gaben): auch hier war also ein Ort, wo dem Muff des Industriesystems mittels »informeller Strukturen« und »Turnschuhen« entgegengesteuert wurde.[27]

▸SELBERMACHEN / LÄDEN / Stadt kaputt



Grafik von Winfried Wolf und Bruno Reineck, in: Winfried Wolf: »Ausverkauf einer Gesellschaft«, in: *konkret* 8 (1982), S. 38–42, hier S. 41.

Die Kritik an der Technologiepark-Gründungswelle – etwa, dass dadurch kaum Arbeitsplätze geschaffen würden – verhallte mehr oder weniger ebenso folgenlos, wie die Kritik am Umgang mit den Relikten der Gründerzeit. »Mitte 1982 sind bei AEG weltweit knapp 30 Prozent Menschen weniger in Lohn und Brot als 1974«, rechnete das Magazin

konkret 1982 anklagend vor: »Der Pro-Kopf-Umsatz hat sich aber von 70.352 Mark auf 120.300 Mark (plus 60 Prozent) gesteigert und liegt damit über dem entsprechenden Wert des großen Konkurrenten Siemens. Trotz dieser exemplarischen Sanierungspolitik auf dem Rücken der Belegschaft wird inzwischen die totale Pleite oder der Ausverkauf von AEG ins Auge gefaßt«.[28]



Gabriele Horn, Cornelia Klein (Hg.): *Rationalisierung 1984: Eine Ausstellung der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst e.V. und der Staatlichen Kunsthalle Berlin*, Berlin: Staatliche Kunsthalle Berlin (1983), S. 114.

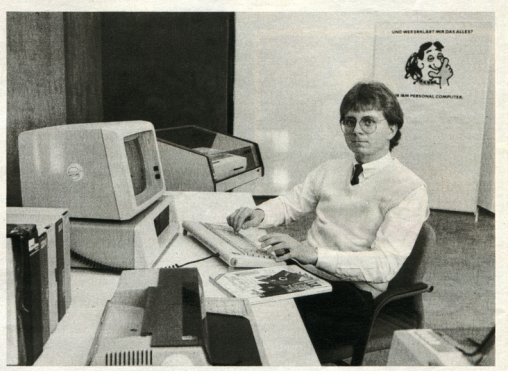
Nicht ins Innovationskonzept passten die allermeisten der knapp 30'000 Arbeiterinnen, die die »Berliner Elektroindustrie« – Siemens, AEG, SEL, Bosch usw. – noch zu Beginn der 1970er Jahre beschäftigte. So hörten »[i]m Frühjahr [1970] [...] die Frauen [bei Bosch] zum ersten Mal, daß die ganze Halle mit den Kfz-Schalterbändern innerhalb der nächsten Jahre aufgelöst bzw. verlegt wird. Im Mai verschwanden ein Meister und ein Einrichter für vier Wochen nach Madrid. Ihre Aufgabe bestand darin, die Kraftfahrzeugschalter-Produktion in der Robert Bosch Española S.A. einzurichten und zu überwachen. Im Herbst wurde dann die Abteilung Autoantenne derselben Halle nach Spandau verlegt. Von all diesen Vorgängen erfuhren die Frauen praktisch nur am Schlußtermin. [...] Den Erwerb ausländischer Produktionsstätten halten sie für einen geschäftlichen Erfolg der Firma [...]. Sie wissen nicht, daß jeder Fortschritt der Firma dazu dient, die lebendige Arbeitskraft ein Stück überflüssiger zu machen. In Wirklichkeit richtet sich die rasche Internationalisierung der Bosch-Produktion direkt gegen die Bosch-Arbeiter in der Bundesrepublik und West-Berlin. [...] Das einzige, was die Firma in Spanien benutzt [...] ist die rechtlose, billigere spanische Arbeitskraft. Wie man hört, will Bosch in Madrid einen Stundenlohn von 1 DM bezahlen. In Berlin liegen die durchschnittlichen Löhne am Kfz-Band um 4 DM. [...] Während die Firma einen immer größeren Teil der traditionellen Produktion in die Länder mit billigerer Arbeitskraft schafft, demonstriert sie den Berliner Akkord-Arbeiterinnen durch die tägliche Neueinstellung der ungelernten und sprachlosen Türkinnen und Jugoslawinnen, daß sie jederzeit ersetzbar sind und immer überflüssiger werden.«

Peter Schneider: »Die Frauen bei Bosch«, in: *Kursbuch* 21 (1971), S. 83–109, hier S. 87–90. ▸MASCHINENSTURM / UMBRUCH / Telearbeit

UNTERNEHMER Junge Tüftler

»Durch unsere ›progressive‹ Literatur und soziologischen Seminare geistert die Vorstellung, in unserer Zeit sei Kreativität am besten durch Kollektive zu erzeugen. So schrieb beispielsweise Helge Pross (›Kapitalismus und Demokratie‹, Athenäum Fischer Taschenbuch Verlag GmbH & Co., Frankfurt 1972): ›Die Deutung des Unternehmers als eine Art Monopolist der Neuerung ist fragwürdig, weil Innovationen auf wirtschaftlichem Gebiet nur noch ausnahmsweise Sache identifizierbarer Einzelpersonen in Unternehmen sind.‹ Im Gegensatz zu Helge Pross behaupte ich: Der eigentlich kreative Funke kommt regelmäßig aus einem einzigen Gehirn und nicht aus dem Kollektiv. Zur praktischen Durchsetzung braucht es allerdings ein aufnahmebereites Team. Man kann dies nicht nur an historischen Beispielen zeigen (wie etwa Werner Siemens und Robert Bosch), sondern ebenso auch an zeitgenössischen, wie Heinz Nixdorf, der in weniger als einem Jahrzehnt eine Weltfirma ›aus der hohlen Hand‹ aufbaute, an Felix Wankel, der den Kreiskolbenmotor gegen härtesten Widerstand durchsetzte oder an Walter Bruch, der das Farbfernsehsystem PAL erfand.«

Karl Steinbuch: *Unternehmer in der Krise?*, Köln: Arbeitgeberverband der Metallindustrie im Regierungsbezirk Köln e.V (1974), S. 38. ▸NATURPOLITIKEN / DIFFERENZ / Eliten



Unternehmer Poliza: Nach der Arbeit zu Roncalli

»Unternehmer: Eine neue Generation sucht ihre Chance« (o.V.), in: *Der Spiegel* 33 (1985), S. 63.

»Vor 20 Jahren glaubte Fielmann, wie so viele Altersgenossen, an die Lehren des Karl Marx. [...] Als er 1972 in Cuxhaven den ersten Laden eröffnete, macht er etwas für seine Branche unerhörtes: Statt nur vier bis sechs bot er 90 verschiedene, modische aktuelle Brillengestelle ohne Aufpreis an. [...] Fälle wie Rossmann, [Data] Becker oder Hinnenberg widerlegen die These, es gäbe in der Bundesrepublik keine Unternehmer mehr. [...] Mit viel Courage und wenig Kapital zogen sie Unternehmen hoch, die in kürzester Zeit eine erstaunliche Größe erreichten. Die neuen Firmengründer haben keine Ähnlichkeiten mit Patriarchen wir Max Grundig oder Josef Neckermann [...]. Tatsächlich arbeiten fast alle, die ein Unternehmen gegründet haben, mehr als sogenannte normale Menschen. Nur die wenigsten leisten sich Urlaub oder freie Wochenenden. Beinahe jeder hat seine Firma zum allgegenwärtigen Lebenszweck gemacht. Auffällig ist überdies ein geringes Interesse an Politik. Wer sich allerdings unter der jungen Garde der Turnschuh-Unternehmer für die gesellschaftlichen Zusammenhänge interessiert, hat zuweilen eine andere Sicht als der klassische Unternehmer: Es muß nicht immer CDU sein. Das Leben in der Marktnische, so scheint es, vermittelt ein anderes Gefühl, als es Firmenpatriarchen alter Prägung hatten, die sich mit der Obrigkeit identisch fühlten.«

»Unternehmer: Eine neue Generation sucht ihre Chance« (o.V.), in: *Der Spiegel* 33 (1985), S. 60–61, hier S. 70.

»Wer Ideen zum Gründen und Selbstvertrauen hat, wer nicht in erster Linie ans Reichwerden denkt und wer lieber für sich als für andere arbeitet, bringt ganz gute Voraussetzungen mit.«

Norbert Schlimm: »Die Lust am Gründen – konkret«, in: Jürgen Allesch, Dagmar Brodde (Hg.): *Praxis des Innovationsmanagements. Planung, Durchführung und Kontrolle technischer Neuerungen in mittelständischen Unternehmen*, Berlin: Erich Schmidt (1986), S. 193–199, hier S. 193.

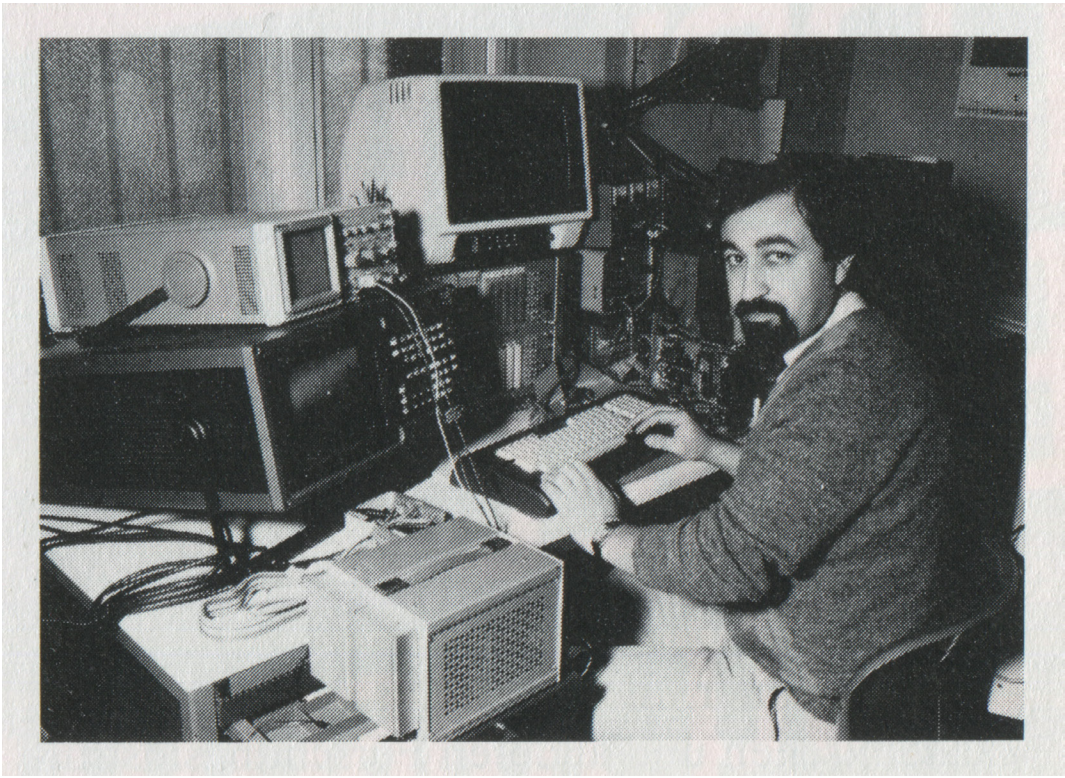
Die Firmengründer: Dr.-Ing. Ch. Marotzke, Dr.-Ing. W. Hauschild, Dipl.-Ing. H. Zimmer, Dipl.-Ing. W. Sarfeld



Berliner Innovations- und Gründerzentrum: Technologie- und Innovationspark Berlin (o.V.), Berlin: Presse- und Informationsamt des Landes Berlin (1985), S. 30.

»Mit der Unternehmensgründung im März 1984 haben wir unsere Erfahrungen und Kenntnisse aus gemeinsamen Forschungsvorhaben Universität – Industrie und aus freiberuflicher Ingenieurtätigkeit zusammengefaßt. [...] Unser Tätigkeitsbereich gliedert sich im wesentlichen in zwei Teilbereiche: Zum einen bearbeiten wir komplexe numerische Verfahren, wie sie in der Technik zu Forschungs- und Entwicklungszwecken in der Großindustrie sowie in Forschungsinstituten von Bund und Ländern verwendet werden. Zum anderen bieten wir spezifische Problemlösungen für die Ingenieurpraxis an, wie z.B. die Entwicklung anwenderbezogene Programme [sic] für kleine und mittlere Ingenieurbüros.«

Berliner Innovations- und Gründerzentrum: Technologie- und Innovationspark Berlin (o.V.), Berlin: Presse- und Informationsamt des Landes Berlin (1985), S. 30.



Jürgen Allesch: »Die neuen Gründerjahre in Berlin: Das Entstehen von jungen Unternehmen im Umfeld der TUB«, in: Karl Schwarz (Hg.): *Die Zukunft der Metropolen: Paris, London, New York, Berlin (Band 1: Aufsätze)*, Berlin: Reimer (1984), S. 407–423, hier S. 411.

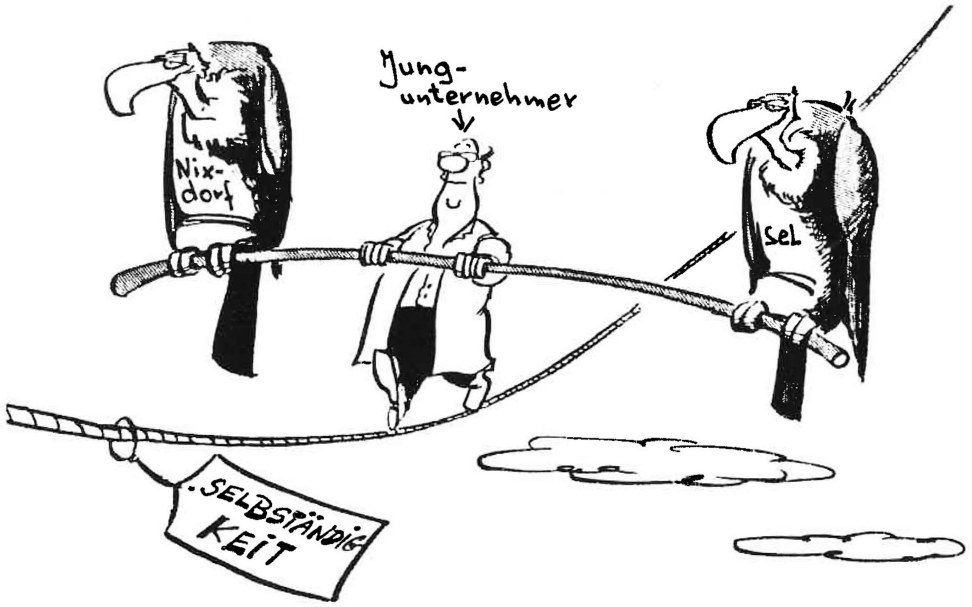
Zu den Vorzeigeunternehmer*innen des Silicon Wedding zählte Sami Tabbara von der Trion GmbH & Co. KG, »Geschäftsfeld: Entwicklung und Fertigung elektronischer Geräte und Systemkomponenten« – der Gang 1999 an die Technologie-Börse NASDAQ (nunmehr als *Trion Technology AG*) ging dann allerdings schief. Nach BIG-Initiator Jürgen Allesch zeichnete sich die idealtypische »Gründerperson« im Allgemeinen durch folgende Charakteristika aus: »Untersuchungen zeigen, daß das Durchschnittsalter der Gründer etwa zwischen 32 und 38 Jahren liegt. […] Als Gründungsmotive werden in den meisten Fällen Streben nach Unabhängigkeit, Verwirklichung eigener Ideen, Frustration am Arbeitsplatz und Streben nach eigener Handlungs- und Entscheidungsfreiheit genannt. […] ›Erstklassige‹ Gründer mit einer ›zweitklassigen‹ Produktidee haben bessere Erfolgschancen als im umgekehrten Fall.«[29]

Eine Figur, die im Trubel um »Basisinnovationen« und »Scheininnovationen«, um »Innovationsklima«, »Ideenschmieden« und dergleichen an Kontur gewinnen sollte (und die jedenfalls zunehmend gerne bemüht wurde), war die des Unternehmers als junger Mann: einer mit Jeans und Turnschuhen, unkonventionell, dynamisch, ideenreich, ja »manisch«: »Sind sie so gesund und belastbar, daß sie monatelang auch 12–18 Stunden am Tag arbeiten können? … Sind Sie risikobereit, leben sie nach der Devise ›Wer wagt, gewinnt?‹ … Sind Sie kreativ, flexibel und lernfähig?«[30] Mit unbeweglichen Industriekapitänen vom Schlage Flick, Grundig oder Siemens, geschweige denn mit den phantasielosen Quasibeamten, die die Bürohochhäuser der Großkonzerne bevölkerten, sollte dieses »neue Leitbild des Erfinder-Unternehmers« offenbar nichts mehr zu tun haben[31] – am ehesten entsprach ihm noch einer wie der

Computerhersteller Heinz Nixdorf, ein »Techniker und Tüftler«, bei dem es sich allerdings um eine Ausnahmeerscheinung handelte: »[...] [E]inen der seltenen Fälle, in denen in Europa noch ein richtiger dynamischer Unternehmer hervorgebracht« wurde (so zumal das Buch *Untergang des Unternehmers*).[32] Gerade auf solche Figuren – also auf die »Innovationskraft und Mobilität unternehmerischer Menschen« bzw. den »technologieorientierten Existenzgründer« – kam es nun aber ausgerechnet an.[33] Denn als »Krisenmanager« in Zeiten von Strukturwandel, Stagflation usw. hatte sich der Staat bekanntlich als unfähig erwiesen, wie der Ökonom und Unternehmerexperte Horst Albach 1979 mit Verweis auf Goethe *(Wilhelm Meisters Wanderjahre)* und andere wagemutige Präzedenzfälle des 19. Jahrhunderts betonte: »Ich bin gesinnt, nach Kalifornien oder Tschile zu gehen, es ist achttausent Meilen von hier entfernt. Es nimmt eine lange Zeit, bis man hier etwas Geld hat.«[34]
Die Albachs der Republik wussten natürlich nur zu gut um die komplizierten »Rahmenbedingungen« (z.B. in Sachen »Technologieparks«), die tatsächlich erfüllt sein wollten, »bis man hier etwas Geld hat« – so wie es überhaupt in jenen Jahren kaum an Theorieproduktion mangelte, die der Saga des dynamischen Technik-Tüftler-Entrepreneurs mehr oder weniger offensichtlich entgegenlief. Ob man sich nun über »kollektive Theoriebildung von unten« Gedanken machte, staunend nach Japan blickte (»Neoetatismus« u.ä.), auf explodierende »FuE«-Kosten oder spektakuläre Sanierungsfälle: Bestenfalls eine kleine Rolle schien dem turnschuhbewehrten Jungunternehmer hierin beschieden.[35] (Und selbst die, die sich nun für »wildes Denken«, »Bastler« u.ä. begeistern konnten, schielten ja tendenziell auf den »Kontext« dieses Denkens bzw. Tuns.)[36] Dennoch wird man ihm, dem risikofreudigen Entrepreneur, eine gewisse Realität natürlich nicht abstreiten wollen. Der sich hier einschlägig betätigende Reagan-Berater George Gilder etwa – einer der glaubte, »[that] most scientific breakthroughs are made by men in their twenties or early thirties« (»his entrepreneurs are always male«)[37] – wurde dann auch in der BRD wahrgenommen. Sei es zustimmend – »[v]ieles aus der spannenden Analyse Gilders trifft im Prinzip auch für deutsche Verhältnisse zu. Für bundesdeutsche Politiker sollte sie zur Pflichtlektüre werden«, meinte etwa das Wirtschaftsmagazin *capital*; oder sei es mit Schrecken: »Man hat's direkt vor Augen – wie da die Metaphysik sichtbar zupackt und die Hand des freien Unternehmers kraftvoll Kapital schöpft ... Die demokratische Masse kann weder produktiv noch kreativ tätig sein; sie ist nur fähig zu reagieren und zu ratifizieren«.[38] ▸NATURPOLITIKEN / DIFFERENZ / Ökonomie

»›High-Tech‹, ›Neue Technologien‹, in der Namensgebung schwingt Stolz auf die Kraft menschlicher Kreativität, auf Fortschritt, Lösbarkeit der Probleme: kurzum auf Macht, zu machen, und zwar alles. No Future is passé, nun haben wir wieder etwas Handfestes in der Hand. Im Bundestaghearing zur deutschen Weltraumpolitik war zu hören: ›Was wir brauchen, ist der Transfer von Gehirnen aus der Raumfahrtindustrie in alle anderen Branchen‹. ›Junge, mobile, arbeits- und denkwillige Wissenschaftler‹ könnten doch das Resultat der Beteiligung der BRD am SDI-Programm sein, so hoffte ein Vertreter der deutschen Rüstungsindustrie. Es gibt keine Grenzen des Wachstums, meint unser Forschungsminister Riesenhuber: ›Die menschliche Intelligenz ist das einzige, was wirklich knapp ist.‹ Um die zu vermehren, werden in Hochschule und bei der Forschungsmittelvergabe Altersbegrenzungen eingeführt. Allenfalls als geschlechtsneutrale Wesen, keinesfalls als Frauen, die Kinder bekommen, haben die Mitglieder des weiblichen Geschlechts noch Chancen, in die neue angeblich einzig produktive Klasse aufzusteigen. Seit Jahren bin ich fasziniert. Ich brauche nur die Zeitungen und Bücher aufzuschlagen: ›Der einzige stabile Anlagewert inmitten der Erschütterungen und Unsicherheiten ist ein diszipliniertes Gehirn. Wenn ein menschlicher Geist sich mit dem lebendigen Bewußtsein, aus dem der Kosmos besteht, vereint, gewinnt er neue Einsichten und nimmt neue Ideen wahr, die nichts anderes sind, als in unbekannte Zukunft projizierte Geistesblitze. Nur so entsteht neues Wissen ...‹, das sich möglicherweise ›in Siliconchips und Beton konkretisiert, bevor die Konkurrenz aufwacht‹ (George Gilder, Berater des US-Präsidenten Reagan). In der Tat, ich spreche von Mythen. Männermythen.«

Christel Neusüß: »High-Tech – Männermythos oder Wissenschaft?«, in: Eckart Hildebrandt, Eberhard Schmidt, Hans Joachim Sperling (Hg.): *High-Tech-Down: Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1986/87*, Berlin: Rotbuch (1986), S. 26–38, hier S. 27–28.



antimilitaristische stadtrundfahrt in westberlin (o. V.), Berlin (1988 [1985]), S. 107.

»Der West-Berliner Senat stellt Kredite für die BIG-Jungunternehmer, subventioniert die laufenden Kosten des Ladens und betreibt ordentlich Propaganda. Jungdynamische Jungunternehmer entwickeln hier mit Steuergeldern neue Technologien bis zur Marktreife. Woraus sich Profit schlagen läßt, das kauft die Industrie auf. Beispiele aus dem BIG: Firma ›PC-Matic Leiterplatten – Roboter GmbH‹ oder ›RO-BER Industrieroboter GmbH‹. Diese Buden sind inzwischen dicht gemacht, die Jungunternehmer dürfen dann manchmal bei Konzernen als Angestellte weiterarbeiten. Nixdorf, Siemens, SEL oder AEG fördern gern solche Art von Eigeninitiative, sie kriegen günstig profitable Produktideen geliefert und sparen die Entwicklungskosten.«

antimilitaristische stadtrundfahrt in westberlin (o. V.), Berlin (1988 [1985]), S. 107.

»Einer der feinfühligsten und aktivsten Ideologieproduzenten ist der [...] Chef von Apple Computer Inc., Steve Jobs. Ob die Romanze mit der Protestsängerin Joan Baez wirklich je stattgefunden hat, ist unerheblich, aber sie gehört unabänderlich zur Legende dieses Aufsteigers der Computerindustrie. [...] Einer der von Steve Jobs gern geäußerten Gedanken ist der, daß Silicon Valley das Florenz der Neuzeit sei. Er vergleicht die Elektro-Ingenieure mit den Künstlern der italienischen Renaissance, die Firmenbosse mit den Politgeschlechtern der Medicis. [...] Steve Jobs spricht auch von einem ›korporativen Sozialismus‹ (corporate socialism), der in Silicon Valley oder zumindest in einigen Betrieben wie Apple verwirklicht werde. Das bezieht sich auf einige Elemente der Betriebs- und Menschenführung, die in den USA schon lange üblich, aber in mancher Hinsicht in Silicon Valley und vergleichbaren Gegenden und Industrien weiterentwickelt wurden. Dabei geht es um das, was viele Europäer (und viele US-Bürger selbst) schon lange fasziniert: der Chef und die Abteilungsleiter und die ›einfachen‹ Beschäftigten reden sich gegenseitig nur mit Vornamen an. In der Betriebskantine sitzen alle Beschäftigtengruppen durcheinander. Die Büros der Angestellten sind nur durch halbhohe, vielfältig unterbrochene leichte Wände voneinander abgetrennt. Auch der Chef kommt mal in Jeans zur Arbeit.«

Werner Rügemer: *Neue Technik – alte Gesellschaft: Silicon Valley. Zentrum der neuen Technologien in den USA*, Köln: Pahl-Rugenstein (1985), S. 47–48.

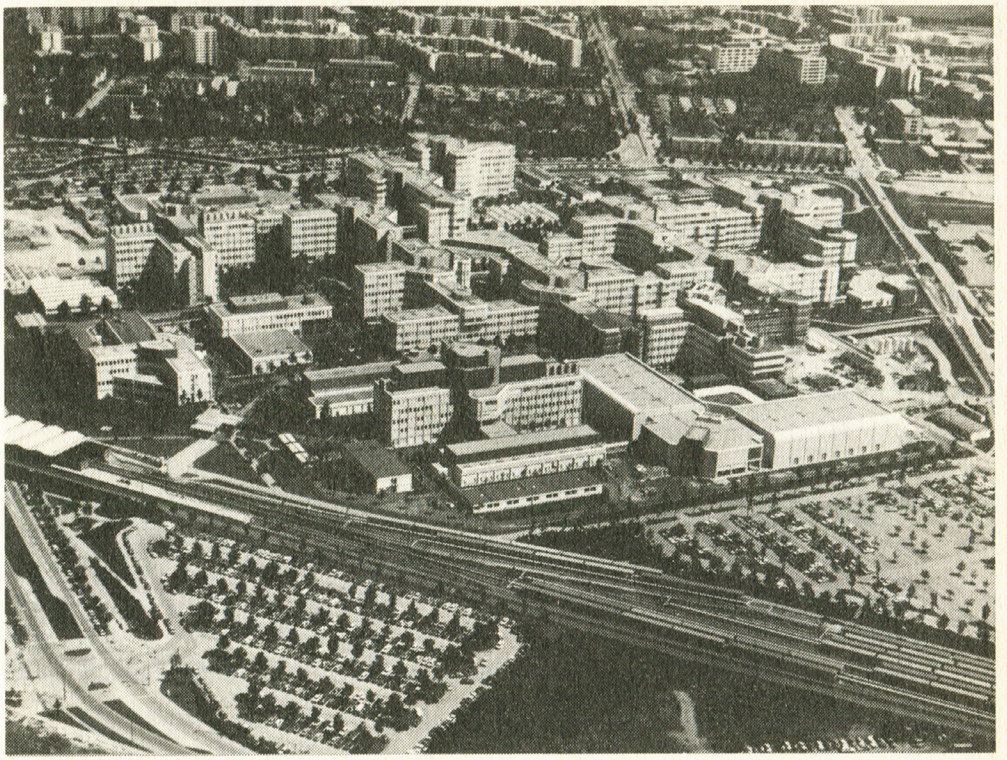


Abb. A: »Denkfabrik« von Siemens in München-Perlach: Beschäftigt sind hier ca. 7000 Personen, davon 2000 im Zentralbereich »Forschung und Technik/ZF« und fast 5000 im Unternehmensbereich »Kommunikations- und Datentechnik/UB K«. (Luftbild freigegeben von der Regierung von Oberbayern unter GS 300/104/86)

Lothar Hack: *Vor Vollendung der Tatsachen: Die Rolle von Wissenschaft und Technologie in der dritten Phase der Industriellen Revolution*, Frankfurt am Main: Fischer (1988), S. 149.

»Führende *Siemens*-Mitarbeiter haben schon mal gerne ein ›von‹ vor ihrem Namen, obligatorisch ist aber ein ›Dr.‹. Ob im Produktionsbereich ›Bauelemente‹ in der Münchner Balanstraße oder im Computerzentrum Neuperlach – auf den Besucher gehen sie verständnisvoll ein, auch wenn sie durchgängig dem Vorurteil unterliegen, wer von [der Zeitschrift] *natur* kommt, müsse per se technikfeindlich sein. Ihrerseits entsprechen sie keinesfalls den Beschreibungen von agilen Jungdynamos, wie man sie aus Artikeln über das amerikanische ›Silicon Valley‹ kennt. Es sind eher grauhaarige Herren mit einer Neigung für expressionistische Kunst.«

Gisela M. Freisinger: »Chipylon«, in: *natur: Das Umweltmagazin* 6 (1985), S. 58–64, hier S. 62.

UNTERNEHMER Herrscher



Freizeitanlage in Silicon Valley: Olympia der Superhirne, Elysium der Eierköpfe

»Die dreckige Arbeit am sauberen Chip« (o.V.), *Der Spiegel* 33 (1985), S. 105.

»Entgegen der allgemeinen Legende spielt der Staat bei der Entstehung keiner Industrie bisher so eine entscheidende Rolle wie bei der Mikroelektronik. [...] [Stanford] ist *die* private Elite-Universität der USA; aber wenn man das Vorlesungs- und Institutsverzeichnis von Stanford durchblättert, könnte man manchmal denken, man hätte ein Verzeichnis von Pentagon und NASA vor sich. [...] Auf allen staatlichen Ebenen sind für die Elektronikindustrie steuerliche Vergünstigungen geschaffen worden: niedrigere Gewinnsteuern als in der sonstigen Industrie, schnellere Abschreibungen. Kommunen geben Vorleistungen an Infrastruktur, der Staat finanziert die Verluste. In Technologieparks werden Datenbanken und kostenlos Büropersonal gestellt. Der Staat hat für die Elektronikindustrie die Arbeitsschutzgesetzte ›gelockert‹ [...]. Für die Re-importe von Elektronikbauteilen, die in Entwicklungsländern montiert werden, gibt es weitgehende Zollbefreiungen.«

Werner Rügemer: »Die Schwarzweissbunte Märchenwelt im Silicon Valley«, in: *konkret* 2 (1985), S. 18–21, hier S. 18–19.

»Die Norddeutsche Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei, Sitz Bremen, hatte bei Gründung 1884 ein Aktienkapital von 1 500 000 Mark. 1905 erhielten die acht Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder Tantiemen in Höhe von 126 492 Mark; 1911 waren es 250 430 Mark – bei einem Stundenlohn von 20 Pfennig hätten acht Arbeiter 40 Jahre arbeiten müssen, um diese Summe zu verdienen. [...] Die Texte schildern die existentielle Not von mehr als einem Dreiviertel der Bevölkerung des wilhelminischen Kaiserreiches und des Habsburgerstaates Österreich-Ungarn, die Drangsale der Männer, Frauen und Kinder in Bergwerken, Werkstätten, Fabriken, in der Heimindustrie und in der Landwirtschaft; sie berichten von der Erbarmungslosigkeit der Herrschenden und der Gleichgültigkeit der Besitzenden. [...] Fatal, wenn es in einem anderen Buch [dasjenige von Ogger], das sich in Form eines ›Reports‹ der Wirtschaftsgeschichte des 19. und anfänglichen 20. Jahrhunderts zuwendet, einleitend heißt: ›Gründerjahre hätten wir dringend nötig – eine Zeit des Aufbruchs, des Abenteuers, des Fortschritts. Denn nie zuvor in der deutschen Nachkriegs-

geschichte bot die Wirtschaft ein solches Bild des Jammers wie in diesen Tagen.‹ Im Gegensatz zu heute habe damals bei den Unternehmern Zukunftsmut geherrscht; die Arbeitnehmer hätten keine Anspruchshaltung, die Steuereinnehmer keine Raffgier gezeigt: Wir dagegen ›leiden unter der Verbürokratisierung, der Innovationsfeindlichkeit, dem Versorgungsdenken, der Risikoscheu und Rentnermentalität‹.«

Hermann Glaser: »Rückblick auf die Gründerjahre: Als Kapitalisten noch jung und verwegen waren«, in: *Die Zeit* 8 (1983), https://www.zeit.de/1983/08/als-kapitalisten-noch-jung-und-verwegen-waren).



Mannesmann-Chef Overbeck: Sein Wagemut und seine Risikobereitschaft bringen dem Konzern jetzt einige hundert Millionen Verluste

Otto Köhler: »Geschichten aus der deutschen Marktwirtschaft«, in: *konkret* 11 (1982), S. L1–L11, hier S. L10.

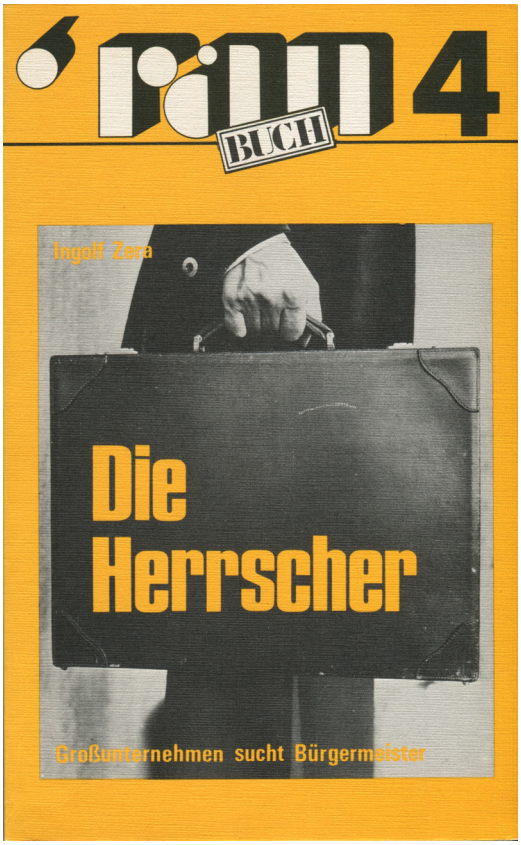
»Sein Wagemut und seine Risikobereitschaft bringen dem Konzern jetzt einige hundert Millionen Verluste« – »Mit dem Kauf von der Kienzle-Apparat GmbH wollte er jetzt [...] zeigen, was er – zwei Jahre vor seiner Pensionierung – für ein tüchtiger Unternehmer ist. Doch bisher gab es nur ›rote Zahlen und große Sprüche‹ (›manager-magazin‹). Der Leichtsinn [...] bringt Mannesmann bei Kienzle jetzt einige hundert Millionen Verluste ein. Die Brüder Herbert und Jochen Kienzle, denen die Innovationslust fehlte, hatten ihren einst blühenden Betrieb schon ganz schön heruntergebracht, als Mannesmann, ohne lange zu prüfen, 50 Prozent ihrer Anteile kaufte. Und jetzt versuchen vom branchenunkundigen Mannesmann-Konzern bei Kienzle eingesetzte Manager verzweifelt, den Vorsprung der Konkurrenz aufzuholen.«

Otto Köhler: »Geschichten aus der deutschen Marktwirtschaft«, in: *konkret* 11 (1982), S. L1–L11, hier S. L9–L10.

Der neue Unternehmergeist – ebenfalls, wenn man so will, Manifestation einer Art Gegenkultur, jedenfalls Gegenideologie mit latent irrationalen Zügen: »Freiheit durch Profit«, »Staatsversagen«, »Kreativität«, »Risikobereitschaft« usw. – blieb (offenbar) nicht unwidersprochen. Vieles, was man zwischenzeitlich vielleicht nicht so gerne hören wollte, mittlerweile aber auch wieder weiß, fiel dann auch damals schon ins kritische Visier diverser (Gegen-)Gegenexpert*innen. Man nehme etwa den Journalisten (und Philosophen) Werner Rügemer, der sich damals höchstselbst ins »gelobte Land« namens Silicon Valley begab und Bericht erstattete, weil selbst den »Angestellte[n] eines Malerbetriebs bei mir um die Ecke« das Fieber ergriffen hatte – »[...] laßt doch den Quatsch mit der Arbeitszeitverkürzung, machen wir es wie in Silicon Valley!«[39] Nicht von blühenden Landschaften war bei Rügemer allerdings die Rede, oder von »kostenlosen Parties und Dinners«, sondern von Ausbeutung und Wohnungsnot, von der Gängelung von Gewerkschafter*innen, von Einkommensscheren, Berufskrankheiten, Umweltschäden (Methylenchlorid, Trichlorethylen, Bleioxyd, Hydrofluorsäure usw.), militärisch-industriellen Verstrickungen und dem Heer namenloser Arbeitsmigrant*innen, die (noch) vor Ort tätig waren, um Platinen zu bestücken, die »clean-rooms« bevölkerten und ähnliches mehr.
Kritisch beäugt wurde auch die »Gründerwelle« bzw. »[...] die private Verwertung von [öffentlichen] Forschungsergebnissen durch professorale Unternehmensgründungen und die starke Hilfe für die Gründung junger Unternehmen im Bereich ›Neue Technologien‹«.[40] Dergleichen wäre, so hieß es dahingehend in der Zeitschrift *Wechselwirkung* (mit Blick auf den Silicon Wedding), Ausdruck eines wirtschaftsideologischen Wunschdenkens, das der

»Wachstumskrise, Massenarbeitslosigkeit und Zukunftsangst« letztendlich wenig entgegenzusetzen hatte oder wollte.[41] Denn profitieren würden davon nur sehr wenige; und kaum die Arbeiter*innen, die einst bei AEG-Telefunken, Siemens oder anderswo tätig waren (im Zweifelsfall im Akkord). Andere Beobachter verwiesen auf die »Antinomien innerhalb der neokonservativen Modernisierungspolitik«, deren Vertreter (auch nach der »Wende« 1983) zwar immer noch viel von entfesselten Marktkräften schwadronierten, Großunternehmen und deren »Spitzentechnologien« aber dennoch gerne unter die Arme griffen.[42] So hieß es dann auch von Seiten der »Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik«, die sich Mitte der 1970er Jahre als Gegenpol zu den »fünf Wirtschaftsweisen« formiert hatte: Von einer Krise der Unternehmer*innen, von Herbst, Untergang oder schlechtem Klima konnte keine Rede sein. Vielmehr wäre von einem »Unternehmerstaat« auszugehen, ja von »Unternehmerherrschaft« – die »Krise« der Wirtschaft (die gab es) würde allerdings eifrig »genutzt«, um die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in Richtung *noch* mehr Unternehmerherrschaft umzubauen: als »Instrument für eine Neuordnung der gesellschaftlichen Macht- und Verteilungsverhältnisse«.[43]

▸ MASCHINENSTURM / HIGH TECH / Sachzwänge ▸ MASCHINENSTURM / ALARM / Politische Pflanzen



Ingolf Zera: *Die Herrscher: Großunternehmen sucht Bürgermeister,* Köln: Bund-Verlag (1977), Cover.

Auch Ingolf Zera vom Jugendmagazin *'ran* liess sich vom Unternehmergeist nicht beeindrucken: »Unternehmer erpressen Stadtverwaltungen, hintergehen Gemeinderäte, zwingen Bürgermeister zum Rücktritt. Sie beschränken sich nicht auf undemokratische Zustände in ihrem Betrieb. Sie zwingen ganzen Städten ihren Willen auf. Mal hintenherum in einem Klima von ›Sozialpartnerschaft‹, und ›Interessengleichheit‹, mal offensichtlich gegen den Willen der Bevölkerung. Wie und wo das geschieht, beschreibt dieses Buch. Mit den Namen der Täter, der Komplizen und der Opfer. Das Buch zeigt, wohin wirtschaftliche Macht führen kann, wenn sie nicht kontrolliert wird. Wenn es niemand wagt, sie zu kontrollieren.«[44]

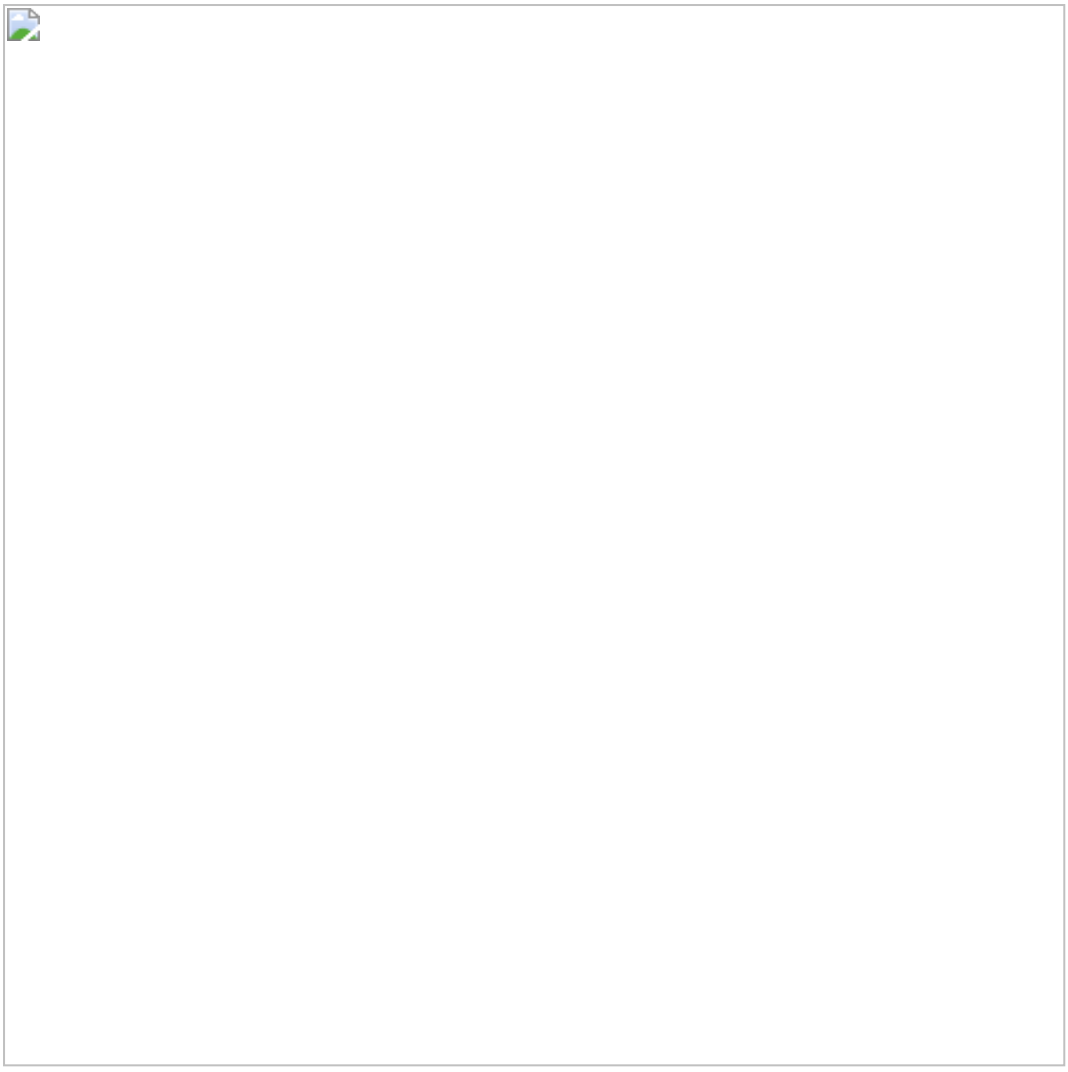


Die Arbeitslosigkeit in Silicon Valley ist meist so hoch wie sonst in den USA, offiziell 1984 bei 8 Prozent, bei Konjunktureinbrüchen der »sensiblen« Elektronikindustrie bisher bis zu 15 Prozent. Die Sozialleistungen sind geringer als sonst im US-Durchschnitt. Im Zentralpark von San José, der größten Stadt der Region, suchen die Ärmsten eine Bleibe.

Werner Rügemer: *Neue Technik – alte Gesellschaft: Silicon Valley. Zentrum der neuen Technologien in den USA*, Köln: Pahl-Rugenstein (1985), S. 58.

»Von einer anderen ›Lösung‹ des Problems [mit der ›Wohnungsknappheit‹] berichtete ein Ingenieur bei Intel: ›Zusammen mit fünf Freunden, die zufällig zur Zeit auch hier arbeiten, fliege ich jeden Tag aus Modesto hierher. Modesto liegt östlich von hier, ungefähr 65 Meilen entfernt. Wir haben dort schöne und günstige Wohnungen. Wir haben ein Flugzeug geschartert [sic], und das kommt für jeden auch nicht teurer als wenn wir jeder einzeln mit dem Auto fahren würden. Mit Start und Landung sind das für jeden Flug ungefähr 40 Minuten. Dabei können wir die Zeitung lesen und die schönen Hügel unter uns sehen. Das ist viel schöner als mit dem Auto‹.«

Werner Rügemer: *Neue Technik – alte Gesellschaft: Silicon Valley. Zentrum der neuen Technologien in den USA*, Köln: Pahl-Rugenstein (1985), S. 59. ▸MASCHINENSTURM / HIGH TECH / Fabrik der Zukunft



Anmerkungen

1 *Hat der Unternehmer politisch versagt? Bericht über ein Gespräch zwischen Studenten und Praktikern aus Politik und Wirtschaft. Jugendwerk der Deutschen Shell, Hamburg 1977*, Hamburg: Deutsche Shell Aktiengesellschaft (1977), S. 14.
2 Weiterführend siehe etwa Grégoire Chamayou: *Die unregierbare Gesellschaft: Eine Genealogie des autoritären Liberalismus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (2019).
3 Edgar Salin: »Der Gestaltwandel des europäischen Unternehmers«, in: *Merkur: Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 61/7 (1953), S. 214–225, hier S. 220; Heinz R. Wuffli: *Herbst des Unternehmertums: Leben und Überleben zwischen den Chancen und Risiken der Zeit*, Zürich: Artemis (1982); Werner Meyer-Larsen: *Der Untergang des Unternehmers: Vom Supermann zur feudal-sozialistischen Technokratie: Wirtschaft ohne Wachstum*, München: Bertelsmann (1978).
4 Anton Peisl, Armin Mohler (Hg.): *Der Ernstfall*, Berlin: Propyläen (1979) (= Schriften der Carl Friedrich von Siemens Stiftung).
5 »Unternehmer: Eine neue Generation sucht ihre Chance« (o.V.), in: *Der Spiegel* 33 (1985), S. 60–72, hier S. 60.
6 Günter Ogger: *Die Gründerjahre: Als der Kapitalismus noch jung und verwegen war*, München: Droemer Knaur (1982), S. 11, Klappentext.
7 Kai Peter Rath: »Vom Sockel gestoßen: Die wundersame Karriere der ›Nieten in Nadelstreifen‹«, in: *Die Zeit* 50 (1993), https://www.zeit.de/1993/50/vom-sockel-gestossen/.
8 Udo Hergenröder: *Männer, die Erfolg erfinden: Techniker und Wissenschaftler als Motoren der Wirtschaft*, Düsseldorf: Econ (1970), S. 131.
9 Udo Hergenröder: »Ein Kapitel vom Kapital«, in: *konkret* 14 (1973), http://protest-muenchen.sub-bavaria.de/artikel/1992.
10 Arno Morenz: *Warum sie Deutschland verlassen*, Düsseldorf: Econ (1968), S. 13–14; Udo Hergenröder: *Männer, die Erfolg erfinden: Techniker und Wissenschaftler als Motoren der Wirtschaft*, Düsseldorf: Econ (1970), S. 20–22.
11 Mike Cooley: »Mensch-Maschine Dialog: Zur Einführung des Taylorismus in die Konstruktionsarbeit«, in: *Wechselwirkung* 2 (1979), S. 14–19, hier S. 18.
12 Von Frauen war hier selten die Rede. Zitiert ist Jürgen Allesch: »Die neuen Gründerjahre in Berlin: Das Entstehen von jungen Unternehmen im Umfeld der TUB«, in: Karl Schwarz (Hg.): *Die Zukunft der Metropolen: Paris, London, New York, Berlin (Band 1: Aufsätze)*, Berlin: Reimer (1984), S. 407–423, hier S. 407.
13 Siehe etwa Ernst Dreisigacker, Walter Greulich: »Technologiezentren, Technologieparks, Technologiefabriken, Gründerzentren…«, in: *Physikalische Blätter* 12/40 (1984), S. 383–385; Rainer Schlag: »Technologieparks«, in: *Wechselwirkung* 27 (1985), S. 46–48; zitiert ist Horst Albach, Hermann Tengler: »Innovationsforderung durch Technologieparks«, in: Rudolf Henn (Hg.): *Technologie, Wachstum und Beschäftigung: Festschrift für Lothar Späth*, Berlin: Springer (1987), S. 599–611, hier S. 600.
14 Gisela M. Freisinger: »Chipylon«, in: *natur: Das Umweltmagazin* 6 (1985), S. 58–64, hier S. 60.
15 Georgia Tornow: »Daniel Düsentrieb wird gesellschaftsfähig: Gründerzentren als Chance in der Krise«, in: Eckart Hildebrandt, Eberhard Schmidt, Hans Joachim Sperling (Hg.): *High-Tech-Down: Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1986/87*, Berlin: Rotbuch (1986), S. 93–105, hier S. 93.
16 Rainer Schlag: »Technologieparks«, in: *Wechselwirkung* 27 (1985), S. 46–48, hier S. 47.
17 Wolfram Huncke (Hg.): *Forschen in Berlin (bild der wissenschaft extra)*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt (1987), S. 5.
18 Wolfram Huncke (Hg.): *Forschen in Berlin (bild der wissenschaft extra)*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt (1987), S. 3.
19 Joachim Nawrocki: »Jungbrunnen für Unternehmer«, in: *Die Zeit* 6 (1978), https://www.zeit.de/1978/06/jungbrunnen-fuer-unternehmer.
20 Siehe z.B. Klaus Burmeister, Weert Canzler (Hg.): *Zukunftsmetropole Berlin: Kritik und Perspektiven wirtschaftspolitischer Leitbilder*, Berlin: Edition Sigma (1988).
21 Wolfram Huncke (Hg.): *Forschen in Berlin (bild der wissenschaft extra)*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt (1987), S. 5.
22 »Westberlin: Mekka der Telekommunikation« (o.V.), in: *Vom Vietnamkrieg zur Verkabelung der BRD + West Berlin*, Dokumentation zur Veranstaltung vom 28. November 1984 im Rahmen der Anti-Nato-Tage, Herbst '84, Berlin (1984), S. 38.
23 Wolfram Huncke (Hg.): *Forschen in Berlin (bild der wissenschaft extra)*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt (1987), S. 130.
24 Rainer Schlag: »Technologieparks«, in: *Wechselwirkung* 27 (1985), S. 46–48, hier S. 47.
25 Jürgen Allesch: »Die neuen Gründerjahre in Berlin: Das Entstehen von jungen Unternehmen im Umfeld der TUB«, in: Karl Schwarz (Hg.): *Die Zukunft der Metropolen: Paris, London, New York, Berlin (Band 1: Aufsätze)*, Berlin: Reimer (1984), S. 407–423, hier S. 410–411.
26 Georgia Tornow: »Daniel Düsentrieb wird gesellschaftsfähig: Gründerzentren als Chance in der Krise«, in: Eckart Hildebrandt, Eberhard Schmidt, Hans Joachim Sperling (Hg.): *High-Tech-Down: Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1986/87*, Berlin: Rotbuch (1986), S. 93–105, hier S. 95.
27 Georgia Tornow: »Daniel Düsentrieb wird gesellschaftsfähig: Gründerzentren als Chance in der Krise«, in: Eckart Hildebrandt, Eberhard Schmidt, Hans Joachim Sperling (Hg.): *High-Tech-Down: Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1986/87*, Berlin: Rotbuch (1986), S. 93–105, hier S. 96–97.
28 Winfried Wolf: »Ausverkauf einer Gesellschaft«, in: *konkret* 8 (1982), S. 38–42, hier S. 39.
29 Jürgen Allesch: »Die neuen Gründerjahre in Berlin: Das Entstehen von jungen Unternehmen im Umfeld der TUB«, in: Karl Schwarz (Hg.): *Die Zukunft der Metropolen: Paris, London, New York, Berlin (Band 1: Aufsätze)*, Berlin: Reimer (1984), S. 407–423, hier S. 410.
30 Günther Kirschbaum, Wilfried Naujoks: *Erfolgreich in die berufliche Selbstständigkeit – Tipps und Ratschläge für Existenzgründer*, Freiburg: Rudolf Haufe (1985), S. 14.
31 Georgia Tornow: »Daniel Düsentrieb wird gesellschaftsfähig: Gründerzentren als Chance in der Krise«, in: Eckart Hildebrandt, Eberhard Schmidt, Hans Joachim Sperling (Hg.): *High-Tech-Down: Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1986/87*, Berlin: Rotbuch (1986), S. 93–105, hier S. 97.
32 Werner Meyer-Larsen: *Der Untergang des Unternehmers: Vom Supermann zur feudal-sozialistischen Technokratie. Wirtschaft ohne Wachstum*, München: Bertelsmann (1978), hier S. 187.
33 Horst Albach: »Zur Wiederentdeckung des Unternehmers in der wirtschaftspolitischen Diskussion«, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 4/135 (1979), S. 533–552, hier S. 534; Horst Albach, Hermann Tengler: »Innovationsforderung durch Technologieparks«, in: Rudolf Henn (Hg.): *Technologie, Wachstum und Beschäftigung: Festschrift für Lothar Späth*, Berlin: Springer (1987), S. 599–611, hier S. 602.
34 Horst Albach: »Zur Wiederentdeckung des Unternehmers in der wirtschaftspolitischen Diskussion«, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 4/135 (1979), S. 533–552, hier S. 534.
35 Siehe z.B. Wolf Schäfer: *Die unvertraute Moderne: Historische Umrisse einer anderen Natur- und Sozialgeschichte*, Frankfurt am Main: Fischer (1985), S. 270; Lothar Hack: *Vor Vollendung der Tatsachen: Die Rolle von Wissenschaft und Technologie in der dritten Phase der Industriellen Revolution*, Frankfurt am Main: Fischer (1988); Otto Köhler: »Geschichten aus der deutschen Marktwirtschaft«, in: *konkret* 11 (1982), S. L1–L11.
36 »Ein Tag bei Wuseltronick – Computereinsatz in einem Alternativprojekt« (o.V.), in: *Computer in Alternativprojekten*, Berlin: Wissenschaftsladen Berlin (1983), S. 60–73, hier S. 66.
37 David R. Hamerschen: »Wealth and Poverty: The Questionable and the Reasonable. A Review«, in: *Journal of Behavioral Economics* 2/14 (1985), S. 77–94, hier S. 85, 89.
38 Wolfgang Schneider: »Freie Männer und freies Kapital«, in: *konkret* 3 (1984), S. 30–31, hier S. 30 (*capital* zitiert bei Schneider).

39 Werner Rügemer: *Neue Technik – alte Gesellschaft: Silicon Valley. Zentrum der neuen Technologien in den USA*, Köln: Pahl-Rugenstein (1985), S. 8.
40 »Lebenszeichen: Strategien für einen menschlichen Fortschritt« (o.V.), in: *Wechselwirkung* 25 (1985), S. 56–57, hier S. 56.
41 Rainer Schlag: »Technologieparks«, in: *Wechselwirkung* 27 (1985), S. 46–48, hier S. 48.
42 Werner Väth: »Konservative Modernisierungspolitik – ein Widerspruch in sich? Zur Neuausrichtung der Forschungs- und Technologiepolitik der Bundesregierung«, in: *Prokla 56* (1984), S. 83–103, hier S. 95.
43 Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik (Hg.): *MEMORANDUM '83: Qualitatives Wachstum, Arbeitszeitverkürzung, Vergesellschaftung – Alternativen zu Unternehmerstaat und Krisenpolitik*, Köln: Pahl-Rugenstein (1983); Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik (Hg.): *MEMORANDUM '84: Gegen soziale Zerstörung und Unternehmerherrschaft – Qualitatives Wachstum, 35-Stunden-Woche, Vergesellschaftung*, Köln: Pahl-Rugenstein (1984), S. 19.
44 Ingolf Zera: *Die Herrscher: Großunternehmen sucht Bürgermeister*, Köln: Bund-Verlag (1977), Klappentext.

Weiterführende Literatur

Brigitta Bernet: »Mitbestimmung oder Selbstverwirklichung? Kritik und Krise des ›organisierten Unternehmens‹ um 1970«, in: Regula Ludi, Matthias Ruoss, Leena Schmitter (Hg.): *Zwang zur Freiheit: Krise und Neoliberalismus in der Schweiz*, Zürich: Chronos (2018), S. 61–83.

Grégoire Chamayou: *Die unregierbare Gesellschaft: Eine Genealogie des autoritären Liberalismus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (2019).

Nathan Ensmenger: »›Beards, Sandals, and Other Signs of Rugged Individualism‹: Masculine Culture within the Computing Professions«, in: *Osiris* 30 (2015), S. 38–65.

Hans-Liudger Dienel: »Techniktüftler? Forschung und Technik in der mittelständischen Industrie«, in: Peter Frieß, Peter Steiner (Hg.): *Forschung und Technik in Deutschland nach 1945*, München: Deutscher Kunstverlag (1995), S. 170–185.

Hans-Liudger Dienel: »Das Bild kleiner und mittlerer Unternehmen in der bundesdeutschen Forschungs- und Wirtschaftspolitik 1949-1999«, in: Reinhold Reith, Dorothea Schmidt (Hg.): *Kleine Betriebe – Angepasste Technologie? Hoffnungen, Erfahrungen und Ernüchterungen aus sozial- und technikhistorischer Sicht*, Münster: Waxmann (2002), S. 100–123.

Christian Kleinschmidt: »Das ›1968‹ der Manager: Fremdwahrnehmung und Selbstreflexion einer sozialen Elite in den 1960er Jahren«, in: Jan-Otmar Hesse (Hg.): *Kulturalismus, neue Institutionenökonomik oder Theorienvielfalt: eine Zwischenbilanz der Unternehmensgeschichte*, Essen: Klartext (2002), S. 19–31.